

Aus den Lehrjahren Nicolaus Bischoffs des Jüngeren

Autor(en): Samuel Merian

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1927

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b5e2f1c5-d5c7-499b-8a1a-835ed05fa125>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Aus den Lehrjahren Nicolaus Bischoffs des Jüngeren.

Von S. Merian.

Im Besitze des Verfassers befindet sich, möglicherweise durch ununterbrochenes Weitervererben, ein Heft¹ mit lateinischen Schularbeiten und Briefentwürfen, verfaßt 1546 bis 1554 von Nicolaus Bischoff, latinisiert Episcopi² (1531 bis 1565). Acht von den siebzehn Briefen Bischoffs und zudem zwei in dasselbe Heft kopierte Antwortbriefe des Humanisten Glarean sind im achtzehnten Jahrhundert für die große Hubersche Brieffammlung, die auf der Universitätsbibliothek liegt, abgeschrieben worden², und zwar sicher aus unseren Konzepten. Dabei hat aber der Kopist gerade vom interessanteren Teil des Gesamtbestandes nur Weniges aufgenommen, von denjenigen Briefen nämlich, die samt den Schularbeiten auf einen Studienaufenthalt in Paris während der Jahre 1546—1549 entfallen. Von ihnen wird hier in erster Linie die Rede sein.

Der Drucker und Verleger Nicolaus Episcopi³, zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Vater der Jüngere genannt, war durch seine Mutter Justina Froben ein Enkel des berühmten Johann und ein Neffe des Hieronymus Froben, mit welchem letzterem zusammen sein Vater das alte Geschäft rühmlich weiter betrieb. Die Enkel Johanns, zu denen unser Nicolaus gehört, pflegt man ja schon als Epigonen zu taxieren. Doch wenn neben handwerklichem Können der Sinn für dasjenige, was auf wissenschaftlichem Gebiete Zukunft hat, den

guten Verleger ausmacht, so ist das Urtheil ihm gegenüber zu scharf. Der Pesttod hat ihn vor der Zeit hinweggemäht, und mancher Vierunddreißigjährige würde Mühe haben, ein Lebenswerk zu präsentieren, wie er es hinterlassen hat.

Freilich, die Sonne des Jahrhunderts war Erasmus gewesen, und von seinem Glanz kann auf Nicolaus kaum mehr viel fallen. Dieser war fünfjährig, als Erasmus starb. Als unser Heft diesen Sommer in Paris an einer Ausstellung in der Bibliothèque Ste-Geneviève figurirte, stand zwar im Katalog über den Autor zu lesen: „Il était très lié avec Erasme.“ Dies war nun eine kleine Verschreibung und gemeint war natürlich der Vater, der Freund und Testamentsvollstrecker des Gelehrten. Tatsache ist hingegen, daß sich Erasmus mit Nicolaus schon vor dessen Geburt prophezeienderweise befaßt hat, und zwar in einem ganz besonders liebenswürdigen Brief vom 7. August 1529³. Wir werden keinen auch nur von ferne gleichwertigen mitzuteilen haben und beeilen uns daher, diesen wenigstens im Auszug wiederzugeben. — Erasmus hatte sich just nach Freiburg verzogen, weil sträflicherweise ihm, dem Lauen, der Bildersturm als eine nicht gar erfreuliche Betätigung der neuen Freiheit des Christenmenschen erschienen war. In das Frobenische Haus, Ecke Imbergäpfelein-Nadelberg, das er lange Jahre bewohnt hatte, sollte der jungverheiratete Bischoff-Froben ziehen, und an diesen ist der Brief gerichtet: Erasmus hat von Bischoff ein Dankschreiben erhalten für ein beim Abschied von Basel übersandtes Geschenk, hat aber aus dem Wortlaut ersehen, daß die Gabe offenbar höchst fragmentarisch abgeliefert worden war und berichtet nun nachträglich, wie die Sache eigentlich gemeint gewesen und was passiert sei. Seine Abreise sei ja in höchster Hast vor sich gegangen, ohne die üblichen Höflichkeiten seinerseits. Alles Gepäck sei schon weg gewesen und er selber im Begriff, zu Schiffe zu gehen, da sei ihm durch den Kopf gefahren, seinem Episcopus und der Justine, die ihm durch ihren bescheidenen Anstand von klein auf immer

so wohl gefallen, denen wenigstens müsse er doch ein Zeichen tun und ihnen etwas schicken. Aber was? Die Wohnung sei schon ausgeleert gewesen. Nur unten im Hühnerhöflein hätten sich noch herumgetrieben ein Hahn, eine Henne, plus zahlreiche piepsende Küchlein. Also habe er rasch ein Blatt genommen, ex tempore ein Begleitdistichon draufgeschrieben mit entsprechender Ausdeutung dieses Präsentes auf Bischoff⁴, Frobenin und zahlreiche zu erhoffende Bischöfflein, Episcopioli, und habe seine Haushälterin mit der Überbringung von Hühnern und Versen beauftragt. In Erwägung aber, daß die alte Person ein höchst eigenmächtig und mehr als ungeniert schaltendes Wesen sei, habe er ihr noch seinen treuen Cannius als Kontrollinstanz gesetzt, und sei dann rheinab gefahren, Freiburg zu. Wie ihm nun Bischoffs Dankbrief zeigte, daß das Ding doch schief gegangen sei, habe er alle seine Diensten (die alte Sünderin jedoch wohlweislich nicht) heftig ange-lassen. Man habe sich aber verantworten können: die Haushälterin habe ganz ausdrücklich richtige Beforgung versprochen gehabt und habe dann doch die Hühner anderswohin gebracht und bloß den Zettel abgegeben. Und die Alte selber? Nun, die sei so wenig rot geworden wie eine Eselin, die auf dem Weg ihre Last abgeworfen hat und unbußfertig daneben steht. Was habe er da tun können, als sich beruhigen an dem wahren Gedanken: Es ist ja nicht das erste Mal, daß sie's tut; wozu reklamieren, sie ist mir nun einmal gesetzt als Lehrerin der Duldsamkeit. Übrigens sei doch weitaus die Hauptsache, daß seine guten Wünsche sich erfüllten. Und nun äußert sich noch einmal, in unmittelbarster Wahrheit, seine herzliche Zuneigung zu den beiden jungen Leuten. Bald, hofft er, werde ihnen im Höflein unten ein kleiner Episcopiulus spielen, in dessen Zügen er die beiden lieben Gesichter, ja wohl auch das seines alten Johannes Froben wieder finden werde; pflege doch die Natur oft in den Enkeln die Züge der Großeltern wieder aufleben zu lassen. Es ist ihm eine ganz besondere Freude, daß in die liebgewordene Basler Wohnung, die

ihn länger beherbergt hat als irgend ein anderer Raftort seines Wanderlebens, gerade diese guten Freunde ziehen sollen.

Erasmus hat mit seiner Prophezeiung recht behalten: Unser Nicolaus, der 1531 zur Welt kam, wurde das älteste einer Schar von zwölf Geschwistern. Von seiner Kinderzeit wissen wir nichts. Er wird wohl in die Petersschule gegangen sein, und zwar offenbar mit besserem Erfolg als etwa zwanzig Jahre später ein anderer Vorfahr des Verfassers, der in seinem „Büchlin“ notiert hat: „Glychwol bin ich hievor zu S. Petter in die Latinisch Schuol lange Zyt gangen, ich han aber das Lattin nicht ergryffen können.“ Man lehrte dort auch die Elemente des Griechischen, und Nicolaus hat sich diese schon in Basel angeeignet. Jedenfalls aber hat er sich auch eifrig in der Druckerei herumgetrieben; seine späteren Briefe zeigen ihn völlig durchdrungen vom Gedanken an den väterlichen Beruf, für den auch er ganz selbstverständlich bestimmt ist.

Als Fünfzehnjähriger begegnet er uns nun in Paris, wo er am 8. Juni 1546 das erwähnte Heft beginnt, als Schüler der viertobersten Klasse des Collegium Becodianum. Wer sich wundern möchte, daß im Zeitalter der primitiven Verkehrsmittel und der an den Straßen reichlich lauernenden Banditen ein so junger Mensch so weit weggegeben wird, der wird sich etwa an Thomas Platters Selbstbiographie klarmachen, daß das für damals einfach typisch ist. Die ganze Daseinsrechnung ist durchschnittlich anders als heute; in Massen werden die Menschen in die Welt gesetzt, in Massen werden sie, ganze Familien, wieder hinweggerafft, zumal von den häufigen Pestepidemieen, und glücklich ist, wer einem kurzen Leben den möglichen Ertrag rasch abgewinnt. Drum gilt kein Zögern, man geht früh in die Arbeit und, wenn es sein muß, in Gefahr hinein. Um übrigens Mißverständnissen vorzubeugen: wir haben nicht den Auszug eines jungen Helden zu schildern, den Niklaus hat der eigene Vater fürsorglich in die Fremde begleitet und dort einlogiert.

Eher mag man sich fragen, warum Nicolaus für seine humanistische Ausbildung nach Paris zu gehen brauchte. Das Basler Unterrichtswesen war damals in Organisation und Lehrgegenständen moderner als dasjenige von Paris, ermöglichte auch ein rascheres Erwerben der akademischen Grade⁵. Ob freilich dieser letzte Punkt für Vater Bischoff überhaupt in Betracht kam, ist sehr fraglich; der Wert des Magistertitels war damals auch in Basel ein sehr umstrittenes Problem, und Nicolaus sollte ja fürs Geschäft vorbereitet werden. Wenn man aber einen besonders anregenden Lehrer wollte, so hatte man seit 1544 Thomas Platter an der Münsterschule. Aber eben, gerade den dürfte Vater Bischoff just geschnitten haben: Vor wenig Jahren nämlich, als der zweite Mann der Witwe Johann Frobens, der Buchdrucker Joh. Herwagen d. Ä., durch eine häßliche Skandalgeschichte Frau und Familie gegen sich aufgebracht hatte, war der gemeinsame Freund Platter als Mittler aufgetreten und hatte sich dabei wie üblich die Finger verbrannt⁶. Man war bei Bischoffs nicht gut auf ihn zu sprechen, mochten sich auch die Streitenden selber nachträglich wieder versöhnen.

Ein künftiger Geschäftsmann gehört aber ohnehin einmal in die große Welt hinaus, und nun war Paris reich an hervorragenden Lehrern. Und wenn auch Frankreichs humanistische Bestrebungen stark hinter denen Italiens und Deutschlands herhinkten, so war doch seit 1530 durch die Errichtung der neben der Universität stehenden königlichen Professuren, aus denen sich später das Collège de France entwickelte, ein starker Anstoß gegeben, und auch auf den unteren Stufen des Schulwesens waren hie und da schon modernere Tendenzen wirksam⁷. Einen dieser nunmehrigen *professores regii*, den Gräzisten Jacques Toussaint, hatte Vater Episcopus 1526, anscheinend bei einem eigenen Studienaufenthalt, schätzen gelernt⁸. Zudem war Paris schon damals Paris. Auch der strengste Kritiker der dortigen Universität, der berühmte Pierre de la Ramée (Ramus) konstatiert

„qu'on n'estime point celuy-là avoir esté bien institué aux lettres qui n'a estudié à Paris. Ceste Université n'est point l'Université d'une ville seulement, mais de tout le monde universel.“⁹ Auch darf man die suggestivc Wirkung einer gelinden Blague nicht unterschätzen, wenn diese so selbstverständlich klingt wie in den Worten, mit denen Niklausens eigener Scholarch, Pierre Galland, an der Gedächtnisfeier der königlichen Professoren für Franz I. den dazumaligen Bildungszustand Frankreichs zeichnete: „Es erwachte unter diesem König ein so starker Trieb zu lernen und zu schreiben, daß man, um von den höheren Ständen ganz zu schweigen, selbst im gewöhnlichen Volk keine Familie hätte finden können, in der nicht sogar Gesinde und Kinder geläufig Griechisch und Lateinisch sprachen und in allen freien Künsten eine wahre Bildung zeigten.“¹⁰ Es handelt sich da freilich um einen Nekrolog, der Redner aber ist sonst ein durchaus ernsthafter Mann. Man denkt sich leicht, was am dürren Holz geschah. Und so studierten denn auch die „alliez et confederez et bons comperes les Souysses“ in ziemlicher Anzahl daselbst, und unter ihnen „nostre aimé et féal Nicolas l'Evesque le Jeune“, wie er später in einem Druckprivileg Heinrichs II. heißt. Zudem war Paris eine Buchdruckerstadt ersten Ranges, und wenn es noch heute und für den gewöhnlichen Menschen einen besonderen Reiz hat, an den unzähligen Bücherauslagen des Quartier latin ganze Tage zu verträdeln, wie muß es erst für Niklaus gewesen sein in jener Zeit des blühendsten Buchgewerbes, als das Quartier latin auf 16000 bis 20000 Scholaren geschätzt wurde¹¹, während man noch mit 7650 Doppelschritten um ganz Paris herumkam¹². Dort in dem Gewimmel von Collèges stand, direkt hinter dem schönen St. Etienne-du-Mont, das Collegium Becodianum¹³, auch Boncour genannt. Heute steht dort die Kommandantur der Ecole Polytechnique.

Durch seinen Vater als Pensionär im Collège einlogiert, wird Nicolaus für den Rest des im September schließenden

Schuljahres in die viertoberste Klasse eingereiht, was nach dortigen Verhältnissen etwa seinem Alter entsprach. In dieser Klasse hat er die 46 im Heft enthaltenen „Themata“ angefertigt. Die Arbeiten sind durchweg Briefe über Themen, die meist in engem Anschluß an die Lektüre vom Lehrer formuliert werden. Daß der Schüler in einen schon in vollem Gang befindlichen Kurs unvermittelt hereinkommt, zeigt sich daran, daß die ersten Arbeiten in der Themastellung einen Lesestoff voraussetzen, den Nicolaus in der Ausführung nicht zu benutzen weiß, offenbar weil er bei dessen Durchnahme noch nicht mitgemacht hat. Die Klasse ist am vierten Buch von Ciceros Epistulae ad familiares und liest, in inhaltlichem Zusammenhang damit, auch die Rede für Marcellus. Zum Auffüllen dient gegen Jahresende einzelnes aus dem 3., 5., 6. und 11. Epistelbuch. Daneben wird vom „Selbstquäler“ des Terenz der erste Akt durchgenommen. Die Wahl dieses Lesestoffes, Briefe und Dialog, ist so gut wie die durchgehende Briefform der aufgegebenen Arbeiten bezeichnend für das Lehrziel: Man will dem Schüler das Latein zur Gebrauchssprache für mündlichen und schriftlichen Verkehr machen, und hat daneben den Vorteil, den jugendlichen Schreibern im Briefe eine selbstverständlichere Form der Mitteilung zu bieten, als es unser Schulaufsatz ist, diese Ausgeburt sei es der wissenschaftlichen Abhandlung, sei es der tagebuchhaften Meditation. — Daß dieses Schulpensum für Frankreich zeitgemäß war, erweist sich durch seine vollkommene Übereinstimmung mit dem der viertobersten Klasse in einem uns erhaltenen Gesamtlehrplan, der wenige Jahre vorher nach modernstem und sogar in einzelnen Punkten übertroffenem Pariser Muster für ein neues Collège in Bordeaux aufgestellt worden war, und zwar von einem Manne, welchen Michel de Montaigne „sans comparaison le plus grand principal (Schulrektor) de France“ genannt hat¹⁴. In jenem ganzen Lehrplan hat z. B. die Cäsarlektüre überhaupt keine Stelle; dafür liest man massenhaft Cicero und Quintilian;

Vergil kommt nur eventuell dran und Horaz nur pröbchenweise. Die Stoffwahl ist konsequent anders orientiert als heute. — Im Aufstellen von Arbeitsthemen zeigt Bischoffs Lehrer ordentliche Behendigkeit. Auffallenderweise übergeht er die einzige Cicero-Stelle, wo ein dramatisches Begebnis, eine herrliche Mordgeschichte, zu erzählen wäre, und bevorzugt abstraktere Gegenstände, wie sie dem gebildeten Niveau der Lateinsprechenden angemessener sind; besonders gern benutzt er die Möglichkeiten, humanistische Geistigkeit dem Materialismus entgegenstellen zu lassen. Gelegentlich läßt er sich wohl durch Tagesereignisse anregen: Es ist einer hingerichtet worden und hat auf dem Schafott behauptet, übergroße elterliche Nachsicht habe ihn auf Abwege geraten lassen; daran sollen nun die Knaben pädagogische Ratschläge knüpfen. Jedenfalls hatten Pädagogen mit Neigung zu drastischer Belehrung öfters derartige Anlässe, wurde doch wenige Tage nach der Ablieferung der ebengenannten Arbeit ganz in der Nähe auf der Place Maubert der bekannte Publizist und Drucker Etienne Dolet wegen „Atheismus“ verbrannt; unserm kleinen Bischoff wird dabei eine Gänsehaut über seinen Druckerrücken gegangen sein. Andere äußere Anregungen sind harmloser. Es haben Universitätsanlässe mit Reden stattgefunden: Dann schreibt man ein Lob der Juristerei oder der Medizin (Theologie weniger)^{14a}. Die Sommerhitze lastet auf den Buben, oder das Heimweh plagt sie: flugs dürfen sie schreiben, wie unwürdig es wäre, um solcher Dinge willen die Pflicht zu versäumen. Ihr Taschengeld ist knapp. Da ist es tröstlich, einen Brief an einen edlen Mäzen abzulassen und hernach in der Rolle dieses letztern generös zu antworten. — Auch gewisse persönliche Züge des Schülers lassen sich erkennen. Amüßant ist, wie er die behutsame Rede-weise Ciceros ins Knabenhaft Apodiktische übersetzt, daneben sich intensiv übt im Ausdruck tiefster Unterwürfigkeit und Verehrung gegenüber dem Adressaten; diese Fertigkeit hat er sich später reichlich zugute kommen lassen. Gelegentlich ge-

stattet er sich aber selbst dem Lehrer gegenüber eine eigene Meinung: nachdem er vorschriftsgemäß seinem fiktiven Adressaten abgeraten hat, bei der Hitze aufs Land zu gehen, „man könnte sich ja eine Krankheit holen“, dreht er plötzlich den Stiel um: nein, geh nur, krank wird man mindestens so leicht von dem maßlosen Arbeiten. Sein nettester Einfall: er sollte, wie Cicero in der Marcellusrede, dem Cäsar dartun, er dürfe sich noch nicht von der Staatsleitung zurückziehen, denn sein Ruhm erlaube (und erfordere daher) noch eine Steigerung. Statt an Julius Cäsar richtet er nun aber seinen aufmunternden Zuspruch an Kaiser Karl V., welchem also hiemit zehn Jahre, bevor er ins Kloster geht, von einer Pariser Schulbank her Lebensmut zugesprochen wird. Man sieht, Karls Melancholie war schon früh ein allgemein erörtertes Thema. — Aber im Durchschnitt sind diese Arbeiten langweilig. Die noch nicht frei beherrschte Fremdsprache bildet eine schwere Ausdrucks hemmung, und zwar zum Teil just durch die intensive Art ihres Betriebs. Es war, das zeigt der Lehrplan von Bordeaux, üblich, daß die Schüler alle gelesenen Texte auswendig lernten. Natürlich wollte man sie durch solches Einprägen guter Muster vor demjenigen Rüchenlatein bewahren, das als Ergebnis des steten Lateinsprechenmüssens drohte, und das endlich überwunden zu haben die Renaissance so stolz war. Aber nun hat der arme Kerl die fertigen Sätze und Brocken im Kopf, kommt noch nicht zu einer freien Verwendung des Sprachstoffs und erstellt in seinen Arbeiten mühsame Mosaik, die gar zu oft kein Ganzes werden wollen. Natürlich war das ein unvermeidliches Übergangsstadium. Aber bis der Schüler es überwunden hatte, mußte er sich darein schicken, überhaupt seine Gedanken nicht ohne Risiko äußern zu können. Es wird ja in den Collèges der Gebrauch der Muttersprache strenger bestraft als Fluchen und Raufen, kaum daß man für die Abc-Schützen eine Ausnahme gestattet. — Auch mochte der Vorrat an fertigen Phrasen öfters zu flüchtigem Draufloschmierem verleiten und zu endlosem

Wiederverwenden derselben Glanzstücke: Wie schmerzlich oft figurirt hier der Kronzeuge des Antimaterialismus, jener Diogenes, „philosophus ille“, der seine sämtlichen Habseligkeiten ruhig verbrennen läßt, weil er seine eigentlichen Güter in sich trägt. — Man möchte denken, es sei wohl auch des Guten zu viel gewesen mit Schreiben: einzig auf den Monat Juli fallen 23 Arbeiten; nachher freilich hat's der Herr Lehrer gemüthlicher genommen, bis ihn gegen Schuljahrsende wieder das Gewissen übermannt. Nun war aber Latein des Schülers einziges Pflichtfach: Latein, einschließlich Versbau, Rhetorik und in der obersten Klasse etwas alte Geschichte, darin erschöpft sich der gymnasiale Lehrplan von Bordeaux. Daneben existierten dort noch sogenannte „öffentliche Vorlesungen“: Griechisch in den fünf und Mathematik in den zwei obersten Klassen obligatorisch, aber beide Fächer auf Elementarstes und jedenfalls auf äußerst mäßige Schülerarbeit beschränkt. Und ob das Becodianum diese eminent modernen Fächer damals schon führte, ist sehr fraglich, wenn auch eine Stelle für das Vorhandensein des Griechischen zu sprechen scheint.

Wenn es bei einem Schüler mit den Leistungen nicht ganz klappt, so beginnt er über die Schule zu schimpfen. Noch ist kein Monat um, so fängt das Knäblein Episcopius an, im Datum seiner Schulbriefe statt Collegium Becodianum zu schreiben Pecudianum, Rindviehgynasium. Und den Worten folgen die Thaten. Ist doch die Selbstregierung der damaligen Jugend etwas ganz anders Massives als die entsprechenden Strebungen unserer modernen Kinderwelt, man denke an jenes wohlgelungene Steinbombardement, mit dem des jungen Thomas Platters Horde ihren Raumburger Lehrer glorreich in die Flucht schlug, als er sie nach vergeblichen Mahnungen persönlich zur Schule holen wollte. Steine geworfen hat unser wohlgezogener Nicolaus zwar nicht. Aber froh ist er, daß gegen Ende September das Studierlämplein erlischt, und macht sich Luft in dem Schülerwitz: „Non semper oleum, sprach der Deuffell, do hatt er in ein

Amplen gehoffiert.“ Und unterm 1. Oktober 1546 finden wir in dem Heft die schlichte Meldung, er sei jetzt aus dem Internat ausgetreten: „In den Collèges wohnen ist eine schöne Sache, ich hab's verspüren dürfen. Ich will aber nicht mehr dorein, es sei dann, daß ichs mieß, zwingen von minem Vatter, sunst nicht.“ Hinausgegangen ist er aber auf eigene Faust und hat es offenbar hier wie später, als er sich, wieder auf eigene Faust, an einen Mentor angeschlossen, praktischer gefunden, zunächst einmal ein *fait accompli* zu schaffen, zu welchem dann der Herr Vater aus der Ferne seinen Segen geben möge.

Der Vater hat auch beidemal nachgegeben. Daß es nicht aus Schwäche geschah, wird sich zeigen. Ihm lag vermutlich viel daran, daß Nicolaus auch Französisch lerne, und im Internat war das, wie gesagt, ausgeschlossen. Er hat es dann auch gelernt, wie eine Anzahl französischer Reimsprüche (äußerst biederer Inhalts) auf dem Schlußblatt des Heftes beweist. Aus einem späteren Geschäftsbuch der Firma Froben & Episcopus ersieht man, daß die Bischöffe es sind, die den ganzen Verkehr mit den Epinaler Papiermüllern besorgen, während Hieronymus Froben, vielleicht aus Sprachunkennntnis, sich hievon fernhält¹⁵. Im Verkehr der Buchhändler untereinander freilich schrieb man schon anstandshalber Latein und bedurfte keiner andern „lebenden Sprache“, und auch ein Erasmus lebte in Basel fröhlich ohne Deutsch.

Für den Herrn Sohn allerdings dürfte der Hauptreiz der Veränderung in der gewonnenen Freiheit gelegen haben. Nämlich die nicht in Collèges wohnenden Studenten, die *martinets* lebten in einer unglaublichen Ungebundenheit. Sie machten der Universität, welche dem Staate für das Wohlverhalten ihrer Bürger verantwortlich war und im Interesse ihrer rechtlichen Sonderstellung diese Haftbarkeit anerkennen mußte, gerade in jenen Jahren oft schwere Sorge, und Schande ohnehin. Anno 1548 entbrannte mit besonderer Heftigkeit der alte Handel der Pariser Studentenschaft mit den Mönchen von St. Germain-des-Prés wegen des den Studenten ge-

hörenden Pré-aux-Clercs. In den damaligen Verhandlungen vor dem parlement de Paris schildert der procureur du Roy, also nicht ein Sprecher der Gegenpartei, als massenhaft vorkommenden Studententypus den folgenden: Ils ne font que de nuit et de jour porter espées, avec rondelles et autres bastons nuisibles, vaguer et rauder parmy les rues, font querelles, debats et noises, détroussent ceux qu'ils rencontrent par leurs chemins, ne bougent des tavernes, cabarets et jeux de paulme; habillez en habits non pas de vrays Escholiers, mais déguisez . . . de manière que l'on les jugera à les voir de prime face estre quelques aventuriers ou souldats de guerre, par lesquels les bons scandalisez sont.¹⁶ Die Unruhen dauerten noch längere Zeit. Welche Rolle gerade Martinets in diesen blutigen Streitereien spielten, wird sehr deutlich aus einem Erlaß Heinrichs II. von 1557, wo dieser Streit wieder neu aufloderte: Der König, der eine richtige kleine Armee gegen die Studenten hat einsetzen müssen, verfügt neben der Ausweisung aller fremden Studenten die Relegation sämtlicher Martinets¹⁷. Nun damals war Bischoff längst wieder daheim. Und wenn man erwägt, welche herrlichen Staatsaktionen und Schaugepränge Nicolaus als freilebender Student voll mitgenießen konnte, die prunkhaften Feierlichkeiten bei der Bestattung¹⁸ des am 31. März 1547 verstorbenen Franz I. und wieder beim Einzug Heinrichs II., so muß man sagen, er hat mit seinem Entschlusse Glück gehabt.

Als Externer hat er aber den nächsten Jahreskurs (1546—1547) noch im Collegium Becodianum mitgemacht. Er hat da zweimal, an Petri Stuhlfeier und am Tage vor Himmelfahrt, vor versammelter Schülerschaar lateinische Reden gehalten, wie das für die Schüler der Oberklassen üblich war. Zuerst ein „Lob des Greisenalters“, und zwar zu Ehren seines (noch nicht vierzigjährigen) Schulrektors Pierre Galland. Es wird nicht berichtet, ob diese Aufmerksamkeit zum Namenstag den Rektor, dem seine Höflichkeit

das *Cerevis* „*Torticolis*“¹⁹ eingetragen hatte, auch gebührend gefreut hat. Nicolaus hat sich bemüht, ihm durch ein schönes Einleitungszitat aus seinem Lieblingsautor Quintilian zu schmeicheln. Die zweite Rede ist, echt rhetorisch, eine „Schmä-
 hung des Greisenalters“, diesmal ohne Bezug auf den Herrn Rektor. Beide Arbeiten sind geschickt und fleißig gemacht und zeigen schon bessere Sprachbehandlung. Freilich sind sie inhaltlich und großenteils auch formell unselbständig, die eine fußt auf Ciceros *Cato maior*, die andere auf den *Udagi*en des Erasmus. Es soll auch nur eine Übung im Vortragen sein. Nicolaus läßt bescheiden einfließen, daß er einer der Jüngsten unter den zum Reden kommandierten Schülern sei und daß er dabei doch den Eröffnungsvortrag des ganzen Turnus zu halten habe, und daß man ihn überhaupt „*inter melioris monetae pueros*“ rechne, d. h. nicht zu den halb-
 basigen Schülern.

Mit diesem Jahreskurs, der laut Bischoffs Angabe wegen Pestangst und übergroßer Feriensucht der Professoren schon ziemlich früh im Sommer 1547 abschloß, enden Bischoffs Beziehungen zum Collegium *Becodianum*, und er sucht sich eine Gelegenheit zu rascherer und vielseitigerer Förderung. Die Besorgnis wegen der Pest wird man der Schulleitung kaum übel nehmen; schon am 20. Juli war aus demselben Grunde für die ganze philosophische Fakultät ein verfrühter Abschluß verfügt worden²⁰. Man mußte damals so sehr mit Epidemieen rechnen, daß z. B. in den ab 1546 laufenden Anstellungsvertrag eines Collegerektors eine eigene Pestklausel eingesetzt wurde, laut welcher während Seuchezeiten gewisse finanzielle Verpflichtungen des Mannes ruhen²¹.

Auch die andern abschätzigen Äußerungen des Knaben über seine bisherige Schule sind mit Vorsicht aufzunehmen, und es wird, auch zum Verständnis seines eigenen Verhaltens, nötig sein, hier noch etwas zu verweilen. Das im 14. Jahrhundert gegründete Collegium war ursprünglich, wie die meisten andern, als bloßer Wohn- und Verpflegungsort

für Studenten einer bestimmten Gegend gegründet worden. Allmählich hatten sich diese Bursen zu Schulen entwickelt, die dann auch zahlende Interne und Externe aufnahmen, und gegenwärtig spielte sich überhaupt der ganze Universitätsunterricht mitsamt Primar- und Mittelschulbetrieb in diesen Collèges ab²². Eine Sonderung der Hochschule von der Mittelschule, wie sie Ramus zur Verbesserung des Universitätsbetriebs forderte, blieb noch jahrhundertlang Postulat²³, und z. B. auch unser Collège hatte über den gymnastischen Kursen noch die zwei philosophischen, welche die volle Vorbildung für den magister artium lieferten. Die Zahl solcher Schulen war enorm, man braucht bloß einen Blick etwa auf den sog. Turgotschen Stadtplan zu werfen. — Unter ihnen nahm seit den Dreißigerjahren das Becodiamum eine sehr geachtete Stellung ein: achtmal hat es bis zum Jahrhundertende Universitätsrektoren geliefert, während vorher nie. Und verdankt wurde diese materielle und geistige Hebung eben dem gegenwärtigen Leiter, Pierre Galland²⁴, der seit 1545 auch, als Professor für lateinische Rhetorik, am Collège de France lehrte. — Uns liefert den stärksten Beweis für Gallands Fähigkeiten eine erst 1674 und leider seither nie wieder gedruckte Biographie²⁵, die er in Krankheitstagen seinem verstorbenen Intimus Pierre Duchâtel, dem königlichen Vorleser und späteren Grand-aumônier de France und großen Förderer der neuen Studien gewidmet hat: Das vielseitige und lebendige Verständnis, mit dem er dieser reichen, für die Geschichte der gallikanischen Kirche, der charitativen Bestrebungen, des Humanismus, der Orientalistik usw. höchst interessanten Persönlichkeit beizukommen weiß, macht seine Schrift zu einem Dokument von hoher Qualität. Nebenbei gesagt, es steht auch Merkwürdiges über Basel darin. — Als Universitätsrektor²⁶ hatte Galland im Sommer 1543 eine Aktion zur Modernisierung des Philosophiestudiums, im Sinne der später besonders durch Ramus vertretenen Richtung, aufs allerenergischste unterstützt. Ihm war dabei besonders wichtig,

im Lehrplan für Sprachlich-Historisches Raum zu gewinnen. Man hoffte zum Ziel zu kommen durch Reduktion des Philosophiestudiums um ein Jahr, wodurch die alten Methoden automatisch unanwendbar geworden wären. Natürlich war die theologische Fakultät dagegen und schrie über Rezerei, aber Galland hatte den gefährlichen Kampf schon fast bis zum glücklichen Ende geführt. Alle übrigen Fakultäten waren einig, und den Theologen hoffte man durch einen Appell an den König beizukommen. Da pfeffert, wirklich im ungeschicktesten Moment, der junge Ramus seine berühmt gewordene Erstlingschrift, die „Aristotelicae animadversiones“, mit teilweise übertriebensten Angriffen auf Aristoteles selber, in die günstige Situation hinein und verderbt dadurch alles und treibt auch Galland in die allerschärfste Opposition. Die Sache erregte ungeheuren Skandal, und Galland wurde nun mit Duchâtel die eigentliche Seele derjenigen Aktion, deren Ergebnis 1544 ein königliches Schweigegebot für Ramus war. Doch Ramus, der schon 1545 wagen durfte, die Leitung des Collège de Presles zu übernehmen, kam unter Heinrich II. wieder in königliche Gnade. Galland aber blieb lange sein Hauptgegner, um so mehr als Ramus auch an den Meinungen Ciceros und Quintilians Kritik übte. — Es ist nun Gallands Mißgeschick geworden, daß er in den historischen Darstellungen wesentlich als Kontrastfigur und dunkelmännische Folie der Lichtgestalt Ramus hingestellt wird. Nennt ihn doch der treffliche Ramusbiograph Charles Waddington einen „adversaire déclaré de toute innovation“²⁷. Damit geschieht ihm, dem Lehrer des großen Aldrien Turnèbe, grobes Unrecht, wengleich in diesem Kampfe das historische Recht gewiß auf der Seite des weiterblickenden Ramus war. Was dieser wollte: daß die Dialektik nicht mehr bloß als Selbstzweck, sondern ganz bewußt als Arbeitsinstrument für die sämtlichen Wissensgebiete gelehrt werden solle, daß sie auch den heiligsten Autoritäten gegenüber als Kriterium dienen dürfe, daß besonders die neue Verehrung der klassischen Autoren ein Element

der geistigen Befreiung bleiben müsse und man nicht auf den Ansichten der Alten als auf einer bequemen neuen Autorität ausruhen dürfe, das alles war im Interesse des Selbständigwerdens und des Wissenschaftlichbleibens der modernen Wissenschaft einfach notwendig. Übrigens haben sich Galland und Duchâtel schließlich wieder mit ihm versöhnt, und als Duchâtel 1552 starb, sagte er Ramus und Galland gleichermaßen auf dem damals nicht ungewöhnlichen telepathischen Wege Lebewohl²⁸. — Aber in den Jahren, die uns interessieren, war der Händel Ramus-Galland in aller Munde, sogar Rabelais hat ihn verewigt (Pantagruel, 4. Buch, Vorrede von 1552). Ramus' Lehrerfolg im Collège de Presles war ungeheuer. Und nun gehört es vielleicht mit zu Gallands Mißgeschick, daß er sich durch seine leidenschaftliche Opposition gegen ihn eigene Schüler, und so etwa auch Bischoff, entfremdete oder ihrem natürlichen Triebe zur Kritik am eigenen Vorgesetzten ungewollt selber eine bestimmte und zügige Form anwies. Daß Nicolaus in Paris ein intensives Interesse für Ramus gewonnen hat, ist sicher. Und mit Bischoff studierte in Paris sein ungefähr gleichaltriger Stiefonkel, Joh. Herwagen d. J.; über diesen wissen wir aus einem eigenen Brief des Ramus an ihn²⁹, daß er dessen Schüler im Collège de Presles war, ferner aus einem Briefe Bischoffs, daß Herwagen im Sommer 1548 „aus dem Collège“ geflohen war. Da er später von Ramus in Minne geschieden ist, dürfte es sich bei dieser Flucht um den Übergang aus einem andern Collège in dasjenige des Ramus handeln. Das offenbare Sympathisieren Bischoffs mit dem Vorgehen Herwagens dürfte auf einer eigenen, schon eingewurzelten Hinneigung zu Ramus beruhen, und vielleicht hängt also auch seine eigene Abkehr vom Becodianum ganz direkt zusammen mit dem leidenschaftlichsten Gelehrtenkampfe, den Paris in jenen Jahren erlebte.

Nach dem Abschluß seines Internatslebens hatte Nicolaus zunächst als sein eigener Herr in Paris gehaust; doch

war das, wie er später selber gesteht, unnötig teuer gekommen; er spricht dort auch von „parva sodalitia“, Stammtischen, die er künftig meiden wolle. — Herbst 1547 aber finden wir ihn, und zwar vermutlich für den ganzen Rest des Pariser Aufenthalts, in Pension bei einem gewissen Mathurin Dupuys, der, wie ein Jacques gleichen Namens, öfters nach Basel kommt, auch an Frankfurter Messen dem Vater begegnet, und dem der alte Bischoff jeweils direkt die Auslagen für sein Söhnlein vergütet. Jacques wenigstens ist uns aus dem späteren Geschäftsbuch der Basler Firma wohlbekannt als regelmäßiger Bücherbezieher. Ein Wiener Gräzist Tanner charakterisiert ihn einmal sehr wenig schmeichelhaft: er sei ein geldgieriger Filou, der freilich wohl gescheit genug sei, sich seine einträglichen Basler Geschäftsbeziehungen nicht durch unreele Bedienung zu verderben; übrigens habe er längere Zeit in Basel gelebt und könne Deutsch³⁰. Unter den Buchhändlern der Pariser Universität figurirt er schon in einem 1545 angelegten Register³¹. Seine Drucke, unter denen wir freilich keine so frühen kennen, tragen etwa den Vermerk: „Demourant en la rue saint Jean de Latran, à l'enseigne de la Samaritaine.“³² Falls wir hier auch Bischoffs Logis suchen dürfen, so wohnt dieser von nun an in nächster Nähe des heutigen Collège de France in einem Quartier, wo sich die Buchdrucker nur so drängen, und in unmittelbarer Nähe der Rue des Carmes, wo das Collège de Presles liegt.

Bei dieser Unterbringung, durch welche der Vater Bischoff die Finanzgebarung des Herrn Sohnes wieder fester in die Hand bekam, war doch vielleicht er selber der Geschobene. Nicolaus hatte einen ganz bestimmten Anlaß, diese Gegend zu bevorzugen. Nämlich in einer Querstraße der Rue S. Jean, in der Rue de Beauvais, lag das gleichnamige Collège (heute dient seine Kapelle dem rumänischen Gottesdienst)³³, und dort wohnte ein Mann, den sich Nicolaus als künftigen Leiter seiner Studien auserkoren hatte. — Er hatte ihn schon im Frühjahr kennen gelernt: Eingestreut zwischen die letzten Arbeiten fürs

Collège finden wir ein paar Distichen von raffiniertester Faktur, zwei auf den Tod des Königs Franz und ein anderes auf zwei königliche Professoren, den Gräzisten Toussaint und den Hebraisten Batable, die beide am nämlichen Tage, dem 15. März 1547, das Zeitliche gesegnet hatten. Es sind sogenannte Chronogramme, Verse, bei denen die Addition der vorkommenden Buchstaben M, D, C, L, X, V, I, wenn man sie als Zahlen liest, ein bestimmtes Datum ergibt³⁴, in unsern Fällen das Todesdatum 1547. Heutigen Liebhabern von Verskünsten ist dergleichen eher abzuraten, denn goutieren kann das wohl nur, wer in ein ganz besonderes Verhältnis zu den Jahreszahlen getreten ist, etwa dank astrologischen Interessen. Gerade dies trifft nun aber zu für den Verfasser unserer Verse, Bischoffs künftigen Mentor, den Magister Gervasius Marstaller³⁵ von Neuenburg bei Müllheim; denn er stammt aus der denkbar besten astrologischen Schule, derjenigen Melanchthons. Es ist eine merkwürdige Figur. Die Wittenberger Matrikelbücher melden, daß er sich Herbst 1541 in Wittenberg immatrikuliert hatte und Herbst 1544 zum Magister artium promoviert wurde. Da er Bischoff erzählt, er sei fünf Jahre Melanchthons Schüler gewesen, so wird er eben, als November 1546 im Schmalkaldischen Kriege die meisten Wittenberger Studenten und Professoren vor der drohenden Belagerung flohen, seine Reise nach Paris angetreten haben. Eine astrologische Werbeschrift, die er dort 1549 veröffentlichte, gibt weiteren Aufschluß über ihn: Er widmet sie dem Mathematiker des Collège de France, Dronce Finé, dessen Bekanntschaft er dem Rektor des Collège de Beauvais verdankt, wo er Alumne geworden ist. Da er nun an der Pariser Akademie schon mehrfach über die verschiedenen Gebiete der Mathematik gelesen habe, fühle er sich gedrungen, jetzt auch die Astrologie, die Krone dieser Wissenschaft, durch welche besonders die Astronomie erst ihren Sinn erhalte, zu behandeln; er müsse sich jedoch hiefür durch das vorliegende Buch in Paris erst den Boden bereiten, um

die hierorts noch starken Vorurteile religiöser und praktischer Natur zu beseitigen. Was die ersteren angeht, so tritt er energisch für die Vereinbarkeit der Astrologie mit dem christlichen Glauben ein, und man darf das für völlig aufrichtig halten; Bischoffs Briefe werden eine ziemlich starke religiöse Beeinflussung durch Marstaller erweisen, und dieser wird denn auch durch die erwähnte Matrikel mit bedeutendem Mißfallen als Anhänger der streng orthodoxen Richtung des Matthias Flacius bezeichnet, den er in Wittenberg persönlich kennen gelernt haben kann. In praktischer Hinsicht statuiert Marstaller einen besonders nützlichen Bezug zwischen Astrologie und Medizin und beruft sich darauf, daß er neulich die Pestepidemie (wohl die von 1547) ganz richtig aus den Sternen vorausgesagt habe. Höchstes Lob spendet er dem Freunde des Finé, dem berühmten Arzte Antoine Mizauld, der seine Diagnosen aus der Sternbetrachtung gewann³⁶. Wenn nun die Matrikel sagt, Marstaller selber sei später Dr. med. und fürstlich anhaltischer Leibarzt geworden, so wird anzunehmen sein, daß auch er alsdann seine Fürsten astrologisch behandelt hat. Sie werden auch so gestorben sein. Als Zweck seiner Reisen und so auch des Pariser Aufenthalts nennt er Finé gegenüber das Bekanntwerden mit namhaften Gelehrten, was ganz zu Bischoffs Aussagen über ihn paßt. Und an dem jungen Bischoff selber wird ihm die Zugehörigkeit zu einem berühmten Verlag, mit dem er, obwohl in Basel persönlich bekannt, noch keine Verbindung hat, nicht der kleinste Reiz gewesen sein.

Für Bischoff hingegen dürfte das Wichtigste gewesen sein, daß er durch diesen Mann indirekt in die Schule des Praeceptor Germaniae kam. Er tritt mit Herbst 1547 zu Marstaller in ein festes Lehrverhältnis, das wir weiterbestehen sehen während der ganzen Zeit, für die überhaupt Berichte über seine Pariser Studien vorliegen, und das, was Reichhaltigkeit der Belehrung und ganz besonders Förderung im Griechischen angeht, dem Schüler mehr geboten haben dürfte,

als irgendein Collège in Paris, selbst das des Ramus, es damals gekonnt hätte.

Was in unserm Hefte nun folgt, ist überschrieben als „Themata, verfaßt von mir, Nicolaus Episcopus, verbessert von meinem stets zu verehrenden Präceptor, Herrn Gervasius Marstaller, aus dem Breisgau gebürtig“. Es sind wieder durchweg Briefe, und für die zwei ersten hilft der Lehrer durch eine ganz knapp formulierte Skizze, später mag er sich auf nachträgliches Überlesen beschränkt haben. Aber in großem Gegensatz zu den früheren, fingierten Briefen handelt es sich hier vom ersten Stück an durchweg um solche, die wirklich abgesandt wurden und die die eigenen Anliegen und Interessen des Schreibers zum Gegenstand nehmen. Der Magister hat also die gute Idee gehabt, in seinem Unterrichts Leben und Lehre in einem Grade zu verbinden, der der damaligen Schule wohl völlig fremd war und sich auch nur in privater Unterweisung so ungezwungen erreichen ließ.

Gleich der erste Brief ist charakteristisch für Zeit und Autor. Es ist eine Empfehlung des Griechischstudiums, unterm 15. September 1547 gerichtet an sein damals siebenjähriges Brüderchen Eusebius, das ebenfalls dem Buchdruckerberuf entgegenwächst. „Ich habe, mein lieber Bruder, vom Vater vernommen, Du wollest nicht ans Griechische heran. Das gefällt mir gar nicht. Denn ich sehe, es kann keiner ein Lateiner sein oder heißen, wenn er dabei nicht auch im Griechischen gründlich ausgebildet ist. Ich will Dich darum hiemit zum Griechischtreiben ermahnen. So bedenke denn, daß wir Christen hauptsächlich aus vier Gründen die intensivste Bemühung an diese Sprache zu wenden haben: Erstlich, um die Lehren unserer Religion direkt aus den Quellen reiner und vollständiger schöpfen zu können; denn das Neue Testament ist durch Apostel und Evangelisten auf Griechisch überliefert und verfaßt worden. Zweitens, um die Philosophie, die wir von den Griechen herhaben, und gutenteils auch die andern höhern Wissenschaften bequemer erlernen zu können. Ferner, um uns

mit der Alten Geschichte, von der es wohl auf Griechisch umfassende Darstellungen giebt, die aber theils schlecht theils noch garnicht übersezt vorliegen, besser und umfassender bekannt zu machen. Endlich, um die vielen unentbehrlichen griechischen Lehnworte des Lateins richtig zu verstehen und durch sie der Begriffsarmut des Lateins abzuhelfen, und auch um die in vielen lateinischen Schriften eingestreuten griechischen Citate, die den Gedanken schärfer und klarer ausdrücken sollen, zu verstehen. Dazu kommt aber“, fährt er fort, „für uns beide, die wir für die Druckerwerkstatt bestimmt sind, noch folgendes: daß wir, wenn Eine, diese Sprache von allem Makel rein zu erhalten und, mit aller Sorgfalt gepflegt, der Nachwelt weiter zu geben haben, indem wir die besten Autoren so fehlerfrei wie nur möglich drucken. Wie aber, ich bitte Dich, werden wir das leisten können an einer Sprache, die wir nicht selber beherrschen? Du wirst also, mein Bruder, etwas tun, das nicht bloß mir und allen unsern Angehörigen, sondern auch Gott selber höchst wohlgefällig und für Dich und zugleich die ganze Christenheit rühmlich und heilsam ist, wenn Du meinem wahrhaft brüderlichen Rate folgst — das gehört sich übrigens ohnehin — und mit und neben dem Latein auch das Griechische fleißig lernst, jetzt in Deinen besten Jahren, wo Dir alles Lernen so leicht fällt.“ Und nun spricht der gealterte Sechzehnjährige zu dem rüstigen Siebenjährigen: „Ich muß zu meinem großen Seelenschmerz an mir selber erfahren, wie wichtig es ist, diese Sprache schon in zarter Jugend eingefogen zu haben. Ich, der ich, offen gesagt, in diesem Fache — ich weiß nicht, ist es meine Schuld oder die Schuld derer, die meine Studien hätten leiten sollen — so gänzlich vernachlässigt worden bin, daß ich nun meine Studien quasi ab ovo neu beginnen muß, und zwar unter schweren Mühen und nicht geringen Verdrießlichkeiten, ich möchte Dir ganz bewußt und vorsorglich raten, Du mögest nicht wie ich die besten Jahre versäumen und nicht erst wie ich unter Schmerzen zur Vernunft kommen.“ Man sieht, er hat,

obwohl schon seine früheren Arbeiten gewisse Griechischkenntnisse zeigen, stark das Bewußtsein, eigentlich erst jetzt recht anzufangen. Das ist die Wirkung seines neuen Lehrers, den er im nächsten Briefe seinem Vater vorstellt.

„Nachdem ich“, schreibt er bald nach dem vorigen Brief, „während der paar letzten Monate in Folge der reichlich verlängerten Ferienruhe, welche die Professoren der hiesigen Akademie theils aus Angst vor der Pestilenz, theils, weil die Weinlesezeit nahte, sich zugebilligt haben, den Muses sozusagen ferngeblieben war und nach professoralem Vorbild meine Studien unterbrochen hatte, stieß ich just im rechten Moment auf jene Stelle bei Cicero³⁷, wo dieser seinen studienhalber nach Athen gesandten Sohn mit folgenden Worten an seine Pflicht mahnt: ‚Und dann hast Du eine schwere Aufgabe angefaßt, Athen und Cratippus; nachdem Du einmal dahin gereist bist, gleichsam an eine große Bildungsmesse, wär’s ein Skandal, wenn Du leer heimkehrtest und damit Athen und Deinem Professor Schande machtest. Drum fleißige Dich, soviel herauszubringen, wie Du mit Anspannung und Bemühung irgend kannst — d. h. wenn das Lernen überhaupt eine Mühe und nicht vielmehr ein Genuß ist. Nicht daß Du es an Dir fehlen läßt, wo doch Ich für alle Deine Bedürfnisse gesorgt habe.‘ Diese Worte, liebster Vater, hat mir ganz zweifellos mein guter Geist im rechten Moment vor Augen geführt, um damit denjenigen Erfolg zu erzielen, der sich denn auch eingestellt hat. [Nebenbei, der gute Genius war der Herr Marstaller gewesen, und Nicolaus war nicht etwa bei eigener Lektüre von De officiis auf die Stelle gestoßen, sondern sein Lehrer hatte ihm vorgeschrieben, er solle von ihr ausgehen.] Denn als ich das las, da war es mir, ich dürfte nur die Namen ändern, so hörte ich Dich, lieber Vater, mir über meine Pflichten ein Kapitel lesen. Sah ich doch, daß, was Cicero hier an seinen in Athen weilenden Sohn schreibt, so genau auf mich paßt, daß gar nichts Passenderes ausgedacht werden könnte, um mich zu mahnen. Denn auch ich bin von Dir,

mein Vater, dem ich alle Liebe und Ehrfurcht schulde, hier an die blühende Pariser Akademie geschickt, die für alle Wissenschaften ebenso treffliche wie zahlreiche Professoren unterhält, gleichsam zum Einhandeln nicht nur der französischen Sprache, sondern aller freien Künste und des Lateinischen und Griechischen, und bin von Dir für diesen Handel mit allem Nötigen gütig und freigebig versehen worden. Und nun könnte ich mir und Dir und all unsern Verwandten, ja meiner Heimat und der ganzen Christenheit, vollends Gott selber und endlich meiner Schule und ihren Professoren und Zöglingen . . . könnte ich, sage ich, allen diesen nichts Schändlicheres antun, als wenn ich nicht reich genug an so großen Schätzen, um nicht zu sagen leer und bloß, nach Hause käme. — Damit nun nichts dergleichen geschehe (und das kann es einfach nicht, wenn ich nicht absichtlich meine Sachen vernachlässige), ging ich an ein sorgfältiges Überlegen, wie ich meinen Studiengang neu disponieren, verbessern und beschleunigen könnte. Das tat ich umso eher, damit nicht Du mich erst mahnen müßtest, mir zur Schande und Dir zum Kummer, wenn Dir Dritte von meiner Nachlässigkeit erzählten, oder wenn Du selbst, wie Du es ja ohne Weiteres könntest, sie meinen Briefen anmerkest. — Um aber in dieser wichtigen Frage nicht ganz auf das eigene Urtheil angewiesen zu sein, bin ich zu Magister Gervasius Marstaller gegangen, der aus unserer Nachbarschaft, nämlich dem breisgauischen Neuenburg stammt, und habe ihn gebeten, womöglich mein Vorhaben mit Rat und That zu fördern. Auf seine Meinung nämlich gebe ich schon deshalb besonders viel, weil er volle fünf Jahre Philipp Melanthon zum Lehrer gehabt hat (und der ist ja, wie du weißt, ein besonders guter Pädagog), und weil er ferner die ganz besondere Zuneigung des Joh. Brenz, Bucer und unseres Myconius, ja (Bonifacius) Amerbachs genießt, um von Weiteren zu schweigen. Denn das ist, denke ich, doch ausgeschlossen, daß ein dubioser Kerl das Wohlgefallen dieser bedeutenden Männer erlangen

könnte. So gewiß andererseits häufig die Qualität der Schüler derjenigen des Lehrers durchaus nicht entspricht. Übrigens will ich ihm hier kein langes Loblied singen, sondern lieber mit Gottes Hilfe es erreichen, daß Ihr in Bälde an meinen Fortschritten merkt, daß ich unter der Leitung dieses Lehrers die rechte Art des Studiums mir nicht bloß vorgenommen habe, sondern sie auch eifrig betätige. — Er hat mir nämlich, wie er denn für unsere ganze Familie große Zuneigung und Ergebenheit empfindet, das unten folgende Arbeitsprogramm nicht nur vorgezeichnet, sondern er leitet mich auch bei seiner Durchführung tagtäglich an und hilft mir nach Kräften, wobei er mich jeweilen noch auf manches Detail hinweist, das ich der Kürze halber hier weglasse. Folgendes ist der Arbeitsplan, den er mir als den für jetzt passendsten gegeben hat; er wird dann im gegebenen Moment dasjenige noch hinzufügen, was die Sache und meine Fortschritte verlangen. — Den ganzen Morgen widme ich dem Griechischen und höre gegenwärtig bei genanntem Gervasius griechische Grammatik nach der kurzen, klaren Darstellung des Elenardus. Nächstens will er auch mit griechischer Lektüre anfangen, um mir daran die praktische Anwendung der Grammatikregeln und einen gewissen Wortschatz beizubringen. Am Nachmittag folgt Cicerolectüre, dann lateinische Stilübung, endlich Dialektik und Rhetorik. Nach dem Abendessen verwende ich noch einige Nachtstunden auf historische und biblische Lektüre. Übrigens will er zunächst noch den Dialog des Erasmus ‚Von der richtigen Aussprache des Lateins und des Griechischen‘ mit mir durchnehmen, weil er das zu besserer Erlernung beider Sprachen für nützlich hält, und erst nach diesem wird er mir Ciceros ‚Von der Freundschaft‘ und Ph. Melanthon's Dialektik, so Gott will, explizieren. — Dieses Programm hat er mir im Hinblick auf meine besonderen Bedürfnisse aufgestellt: einmal, weil diese Dinge für Jeden die unerläßliche Vorstufe sind, von der dann erst zu einem fruchtbaren Betrieb der schwierigeren Fächer aufgestiegen

werden kann; und zweitens, weil er findet, ich müsse hauptsächlich in diesen Dingen mich gründlich bilden, wenn ich dereinst mit gleicher Geschicklichkeit wie Du und die Ansern die Druckerei leiten wolle. Ihm wäre es ja lieber und für mich nach der vermutlichen Ansicht der meisten Leute rühmlicher, wenn er mich in Mathematik oder ähnlichen schwierigeren und brillanteren Fächern unterrichtete. Aber eben, weil er findet, die genannten Fächer paßten besser zu meinem dereinstigen Beruf, will er mich lieber bei ihnen festhalten, statt mich zu höheren hinzuführen. Übrigens, ich höre bei ihm auch Mathematik; er diktiert sie einem weiteren Hörerkreis, wenn er auch nicht als ordentlicher Lehrer angestellt ist (*privata quidem opera, sed in loco publico*); er will nämlich nach und nach die gesamte Mathematik in methodischer Anordnung für Anfänger vortragen. — Als Beleg schließe ich diesem Briefe bei das von Marstaller eigenhändig mir aufgezeichnete Arbeitsprogramm.“

Diesen Brief hat der Vater offenbar erhalten, als er gerade daran war, dem Sohne briefliche Räte ähnlicher Art zu geben, und er hat dann seinem Schreiben noch beigefügt, er habe nichts gegen den Anschluß an Marstaller. Das Arrangement ist also geglückt, und Nicolaus bemüht sich eifrig, den Vater bei dieser günstigen Stimmung zu erhalten, indem er bei jeder Gelegenheit Grüße von Marstaller schickt und betont, wie dessen Ansichten sich mit denen des Vaters deckten. Auf die christlichen Vermahnungen, die des letzteren am 15. Oktober durch Jacques Dupuys überbrachte Antwort enthalten hatte, geht der Sohn in einem Briefe, den er seinem Logisgeber Mathurin Dupuys nach Basel mitgibt, näher ein.

„Deinem christlichen und väterlichen Zuspruch, ich solle meinen ganzen Lebenslauf und alle meine Studien auf die Verherrlichung von Gottes Namen richten, will ich, soviel an mir liegt, fromm und fleißig gehorchen. — Denn, wenn auch die alten Philosophen sich oft und lange darüber ge-

stritten haben, welches der Hauptzweck der Erschaffung des Menschengeschlechts sei, und wonach also, wer recht und selig leben wolle, am Ersten trachten müsse, so belehrt doch uns Christen das Wort unseres Gottes hierüber so klar, daß wir in diesem Punkte, sofern wir nur selber wollen, nicht wohl irren können. — Erstens nämlich zeigt es uns, daß die Lüste dieser Welt, weit entfernt, des Menschen Ziel zu sein, vielmehr vor Gott der ärgste Greuel sind, indem sie uns des Wohlgefallens und der Gunst unseres Herrn Christus und aller anständigen Leute berauben, uns den stumpfsinnigen Tieren gleichmachen, und uns endlich in ein ebenso schimpfliches wie elendigliches Verderben hineinführen und in die ewigen Strafen, die Gottes Gericht verhängt. — Dann zeigt es uns, daß Aristoteles, der größte Philosoph, mitsamt seinem ganzen Peripatos das wahre Ziel des Menschen weder befriedigend gelehrt noch auch nur selber erkannt hat, insofern er es nur in der Erreichung der zivilen Tugenden sieht und nicht gemerkt hat, daß schon unsere menschliche Natur uns auf einen höheren Zweck unseres Lebens hinweist, nämlich: Gott als unsern Schöpfer zu erkennen, ihn zu preisen und zu verherrlichen und seinen Geboten zu gehorchen. Es gab und gibt Viele, die jene aristotelischen Tugenden besitzen und doch weder den wahren Gott erkannt, noch ihm recht gedient, noch seinen Befehlen genugsam gehorcht haben. — Um hier von den Stoikern und ihrem doppelten Irrtum zu schweigen, der darin besteht, daß sie erstens nicht über die Zwecksetzung des Aristoteles hinausgekommen sind, und daß sie andererseits wieder die zu Leben und Erhaltung des Menschen nützlichen natürlichen Güter abgelehnt haben; während uns doch der gütige Gott selber Dinge wie Leben, Kraft, Gesundheit, Speis und Trank, Erholung, Reichthum, angesehene Stellung, Amtsgewalt usw. zur Erhaltung des Einzellebens und der menschlichen Gesellschaft spendet und will, daß wir alle nach ihnen trachten, sie uns bewahren und sie werthhalten; wenn er uns doch beten heißt, 'Gib uns heute unser tägliches Brot',

worin all das Genannte mitgemeint ist. Er will, daß wir diese Dinge richtig und mit Dankfagung gebrauchen, im Bewußtsein, daß sie nur ein untergeordnetes Ziel unseres Strebens sind, gleichsam ein Werkzeug zum Erreichen unseres wahren Hauptzwecks. Der aber ist, nach dem Gesetz: Gott zu erkennen und recht zu ehren, ihm zu gehorchen und ihn zu verherrlichen, nach dem Evangelium aber: die uns um Christi willen angebotene Gnade zu erkennen und zu ergreifen und, für diese Wohlthat dankbar, Gott zu gehorchen und ihn zu preisen. — Dieses Ziel habe ich selber schon mir vorgesezt und sehe nun, auch Du, lieber Vater, zeichnest es mir vor. Obwohl ich nun schon selber, belehrt durch die heilige Schrift, all mein Tun auf dieses Ziel bezogen hatte und dabei zu bleiben schon entschlossen war, so werde ich doch eben Dieses mit Gottes Hilfe noch freudiger und gewissenhafter tun, nachdem nun Dein so frommer Zuspruch hinzugekommen ist. — Ich habe das absichtlich ausführlich dargelegt, damit Du siehst, ich mache mir nicht nur Gedanken über das Wie meiner wissenschaftlichen Ausbildung, sondern auch über ihr Wozu.“

Über die Studien selber sagt dieser Brief auch noch einiges. Der Vater hatte offenbar am Latein der früheren Briefe Aussezungen gemacht; der Sohn gibt ihm sofort recht, wie man ihn überhaupt dem Vater nie direkt widersprechen sieht, erklärt aber, es handle sich da um alte, lang unterwegs gebliebene Briefe, über deren Niveau er jetzt heraus sei, verspricht übrigens weitere Besserung. Ebenso will er sich eine vom Vater gewünschte (der heutigen entsprechende) Art der griechischen Akzentsezung angewöhnen, die übrigens genau demjenigen entspreche, was ihm Marstaller in Melancthons griechischer Grammatik gezeigt habe. — Dann fährt er fort: „Wenn Du schreibst, ich solle mir keine Hoffnung machen aufs Heimkommendürfen, bevor ich beide Sprachen (gemeint sind Latein und Griechisch) und die Artes philosophiae könne, so gefällt mir das höchlich und nichts könnte mir erwünschter sein. Drum danke ich Dir von Herzen,

daß Du so freundlich gegen mich gestimmt bist und mir für meine Studien so freigebig bisher den Unterhalt gewährt hast und weiter gewähren willst. So werde denn auch ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht tun, daß von den an mich gewendeten Kosten und Mühen nichts verloren gehe, sondern Alles ausschlage zur Verherrlichung von Gottes Namen und zu meinem und Euerm und der ganzen Heimat Heil und Ruhm. Das dürft Ihr mir getrost glauben. Ich bin mir wohl bewußt, daß Du meine Hilfe nötig hättest: drum danke ich Dir, daß Du nun für mich eine solche Last von Arbeit und Sorgen Dir auflädst. Ich werde deshalb, soviel irgend möglich, meine Studien beschleunigen, um Dich recht bald zu entlasten. — Lehrer betreffend werde ich Alles tun, was Du mich heißest. Ich hätte auch in dieser Sache nichts ohne Dein Vorwissen unternommen, wäre ich nicht ganz sicher gewesen, daß Du gegen mein Vorhaben nichts einwenden könntest. Sehr freut mich, daß Dir mein Praeceptor, Herr Magister Gervastus Marstaller, nicht zuwider ist. Auch freut und stärkt mich ganz wunderbar Euer Beider Übereinstimmen hinsichtlich meines Studienplanes. Denn nun bin ich noch viel mehr dafür begeistert, seit ich feststelle, daß Du schon vor Empfang meines Briefes Gleichlautendes für mich aufgeschrieben hattest. — Mit der Übersendung des Aristoteles preßiert es nicht, denn ich sehe, ich bin für einen so schweren Text noch lange nicht weit genug. Was die Cicerophrasen etc. betrifft, werde ich Deinem Rate pünktlich folgen.“

Damit enden die auf seine Pariser Studien bezüglichen Briefstellen. Doch sagt der Brief noch einiges über seine sonstigen Verhältnisse: Nicolaus war unpäßlich gewesen und hatte daher gebeten, zu einer Kur an die warmen Quellen von Plombières gehen zu dürfen. Der Vater hatte den Plan unvernünftig gefunden. Jetzt ist der Sohn glücklich, zu vermelden, daß er erstens, Gott sei Dank, wieder ganz wohl sei, und daß zweitens auch Marstaller ganz des Vaters Meinung theile und sie ihm aus dem Kompendium des Leonhard Fuchs

belegt habe: Jene Quellen seien hitziger Natur, sein Temperament auch, beides pflege im Winter noch gesteigert zu sein, und da „*contraria contrariis curantur, similia similibus aluntur*“, so wäre sein Leiden durch eine solche Kur nur verschlimmert worden. — Dann über seine Pension: „Gegen meinen Pensionsherrn und seine Frau, die ich nach Deinem Wunsch wie Eltern ehren soll, habe ich mich bis dahin so benommen, daß sie keinerlei begründete Klagen über mich vorbringen mögen noch können. Ich werde mich auch künftig so zu ihnen stellen, daß sie vor lauter Liebe dereinst bei meinem Weggang mir nachtrauern werden, geschweige daß sie mir etwa mit Schimpf und Schande die Thür weisen sollten.“ Hier hat Nicolaus durch Weglassung einer Negation einen kleinen Lapsus begangen, sodaß es ganz ominös so klingt, als stünde ihm vielmehr bevor, mit dem Ausdruck des Bedauerns hinausgesetzt zu werden. — Über seinen sonstigen Umgang: „Vor den *parva sodalitia*, den Stammtischen, werde ich mich Deiner Ermahnung gemäß in Acht nehmen und mich künftig auf den Umgang mit Marstaller beschränken, wie Du mich heißest.“ Dann gibt er Auskunft über einen Fall, wo er von einem herumreisenden Schwindler kurz alias Altbeck, der dann anscheinend in Basel entlarvt worden war, sich hat übers Ohr hauen lassen, und verspricht bessere Vorsicht. „Aber selbst die erfahrenen Greise fallen ja gelegentlich auf solche Sykophanten herein, wieviel leichter also ich junger Mensch, der noch nichts der Art erlebt hatte und vollends nicht voraussetzen konnte, die Gaunerei sei unter den Leuten so arg, daß sie dermaßen lügen und trügen.“ — Über das Geldbrauchen: „Der von Dir anbefohlenen Einfachheit befließige ich mich; aber unter den hiesigen Verhältnissen kommt auch dieses einfache Leben so teuer, daß es nicht zu verwundern ist, wenn Du an Verschwendung und Aппigkeit denkst. Doch Dir brauche ich das nicht erst zu explizieren. In Zukunft will ich mich aber bemühen, mich möglichst dem von Dir Vorgeschiedenen anzupassen. Denn ich muß schon gestehen,

ich bin, solange ich hier auf eigene Faust wirtschaftete, dem Verschwenden ziemlich nahe gekommen. Damit wird es nun von Tag zu Tag besser werden.“ In einem Brief vom Spätsommer des nächsten Jahres, 1548, nennt er dann als seine gesamten Semesterpesen bis 1. Oktober, die er dem nach Basel reisenden Dupuys dort zu ersetzen bittet, 35 Kronen. Thomas Platter, der in Basel ein Pensionat hatte, rechnet etwa zehn Jahre später für einen Jüngling vom Alter des Nicolaus pro Semester ungefähr 12 Kronen. Dieser lebt also in Paris dreimal so teuer. Nun war Paris — wenigstens dazumal — eine berühmte Geldcharybdis für den Studenten, und der junge Elsäßer, der in den Dreißigerjahren diesen Ausdruck braucht³⁸, schreibt, er habe darauf verzichten müssen, in die Pariser Pension des bekannten Joh. Sturm einzutreten, weil dieser im Minimum 30 Kronen verlangt habe; für welche Zeit, ist nicht gesagt. Aber mochten Nicolausens Auslagen auf jenem teuren Pflaster nicht übertrieben sein, so betrogen damit doch seine Jahresausgaben wohl ein Viertel des väterlichen Jahresgewinnstes von etwa 400 Gulden³⁹, wenn wir dafür die Geschäftsrechnungen der Sechzigerjahre zugrunde legen dürfen. Und dabei war die Familie groß. Man begreift daher des Vaters Abneigung gegen entbehrliche Badesuren des Söhnleins, und ebenso des letzteren Worte: „Ich bitte Dich aber, liebster Vater, laß Dich's nicht verdrießen, dem Dupuys das Geld herauszuzahlen. Ich verspreche dafür, mit aller Kraft mich zu bemühen, daß es Dich nie reuen soll, so große Auslagen für mich gehabt zu haben.“

In diesem nächsten Jahr, 1548, ist nicht viel los mit Briefen. Nicolaus scheint auch nicht alle in sein Heft geschrieben zu haben; wenigstens spricht er im ersten überlieferten dieses Jahres, von Anfang August, von verschiedenen längeren Episteln seinerseits, die der Vater nicht beantwortet habe. Vorausgesetzt, daß diese Wendung nicht ein kleiner Kniff ist, um eigene Schreibfaulheit zu verdecken. Man konnte bei den damaligen Expeditionsverhältnissen, wo die Pariser Briefe

nur per Gelegenheit und eventuell über Frankfurt nach Basel reisten, gewünschtenfalls alles und jedes auf unzuverlässige Briefboten schieben. — Vielleicht ist es auch ein kleiner Kniff, wenn er in der undatierten Beantwortung eines am 18. August eingelaufenen Briefes zum erstenmal einen recht schönen Gruß an den Onkel Hieronymus Froben mitschickt. Nämlich in einem weiteren, am 21. August eintreffenden Brief wird er vom Vater wegen bisheriger Unterlassung dieser Höflichkeit getadelt und entschuldigt sich nun in der Antwort auf diesen letztern Brief: „Selbstverständlich ist das eine Ungehörigkeit gewesen; doch denke ich, Ihr werdet es mir auf mein inständiges Bitten leicht verzeihen; es war ja nicht Bosheit, sondern nur jugendliche Gedankenlosigkeit. Ich habe schon lang im Sinn gehabt, an meinen lieben Onkel, Herrn Hieronymus Froben, zu schreiben, doch hat mich bis dahin immer eine bäuerische Scheu, die ich aber abzulegen verspreche, daran gehindert.“ Wieviel schöner mußte nun diese Bußfertigkeit wirken, wenn er sich doch eigentlich schon vor Empfang der väterlichen Mahnung gebessert hatte. Es fragt sich bloß, ob er nicht den zweiten Brief schon in Händen hatte, als er auf den ersten antwortete. — Einem ernsteren Vorhalt gegenüber hatte er sich aber auf jenen frühern Brief hin verantworten müssen: warum er nämlich über die von uns schon oben erwähnte Flucht seines jungen Stiefonkels Joh. Herwagen d. J., die also in den Sommer 1548 fällt, nichts heimberichtet habe. Nicolaus hatte sich stiefneffenhaft dezent über das Faktum ausgeschwiegen, aber durch den schon genannten Jacques Dupuys war die Kunde doch nach Basel gelangt, und nun war natürlich von Vater Episcopus ein Rüssel gekommen wegen der Verheimlichung. Nicolaus antwortet: „Ich gebe durchaus zu, es wäre viel mehr meine als Jakobs Pflicht gewesen, Euch das zu berichten. Aber irgendwelche Vergesslichkeit hemmte mich, sodas es unterblieb. Drum scheint es mir richtiger, hiesür ganz einfach um Verzeihung zu bitten, als eine nichtige Rechtfertigung zu versuchen.“

Er hätte sich aber vermutlich, wennschon, für etwas anderes als gerade für Vergesslichkeit zu entschuldigen gehabt.

Im gleichen Brief hatte ihm sein Vater die Heirat der Stief tante Rahel Herwagen mit dem späteren Oberstzunftmeister Bernhard Brandt gemeldet. Nicolaus soll natürlich seinem Großvater Herwagen gratulieren, läßt sich jedoch damit Zeit vom August bis am Tage nach Weihnachten, wo er dann aber größtes Empressement heuchelt. Ein Zitat aus Cicero dient dazu, die Sünde zu bedecken: „Als Grund und Entschuldigung dafür, daß ich erst jetzt gratuliere, kann ich nur vorbringen, was Cicero dem Curio⁴⁰ schreibt: für spätes Gratulieren pflegt man nicht getadelt zu werden, besonders wenn keine Nachlässigkeit mitspielt; ich vernehme eben hier, weit in der Fremde, die Sachen gar spät.“ Nun aber weiß er bloß nicht Worte zu finden, um seine Gefühle teilnehmender Freude entsprechend eindringlich auszudrücken. Könnte doch der Großvater nur sehen, was für ein glückliches Gesicht er macht! Er bricht aus in ein Gebet an den allmächtigen und barmherzigen Gott zugunsten des jungen Paares. Dann fährt er fort: „Wenn mir die Musen günstiger wären, so würde ich nun, wie sichs gehört, diese Hochzeit mit einem richtigen Festgedicht feiern. Doch ich möchte nicht durch ein geschmackloses Opus einen Mistton hineinbringen. So offeriere ich Euch wenigstens einen Vierzeiler, schlecht und recht gedichtet, so gut ich es eben kann, und bitte Euch inständig: nehmt ihn heiter und dankbar an und seht mehr auf den guten Willen des Gebers als auf Wert und Größe der Gabe. Tut Ihr das, wie ich gern hoffen will, so wird es mir ein Ansporn sein, künftig mehr und bessere Kleinodien aus meinem literarischen Schatz zu spenden, freigebiger und mit weniger Hemmungen.“ Und nun folgen wieder zwei Distichen von der gleichen künstlichen Art, wie wir sie oben schon antrafen. Was Nicolaus seinem Großvater nicht mitteilt und nur in einem Anfall von Ehrlichkeit an den Rand seines Entwurfs schreibt, ist, daß dieses Gedichtlein wie die frühern nicht aus seinem,

sondern aus Herrn Marstallers literarischem Schatz stammt; während seine Mitarbeit sich wohl auf die Anbringung eines Schnitzers am Schluß beschränkt und also die Bescheidenheit seinerseits im höchsten Grade berechtigt ist. — Bescheiden und maßvoll ist auch das Sittenzeugnis über den seinerzeit ausgerissenen Dunkel Joh. Herwagen, das er anschließt: „Von Deinem Sohne brauche ich nicht viel zu schreiben; denn er wird Dir ja selber, pflichteifrig wie er ist, rückhaltlos und ausführlich über sich Bericht erstatten. Es sei denn, daß Du von mir so etwas wie ein Zeugnis über seine Studien und seine Aufführung haben möchtest. Ein solches darf und will ich ihm nicht verweigern: Er kommt jetzt eifrig den Weisungen seiner Professoren und seinen Studienpflichten nach, soviel ich sehen kann.“ Mit freundlichen Grüßen an die alte Großmutter und an die ganze Familie schließt der Brief. Es ist der letzte aus Paris. Der dortige Studienaufenthalt dauert noch weiter bis in den September 1549.

Nach dieser langen Generalpause beginnt das Finale der Studentenbriefe, und zwar, man muß es schon so sagen, mit einem bedeutenden Klapp: „Brief eines Trauernden an seinen Vater“ überschreibt Bischoff einen am 12. Oktober 1549 aus Löwen an den Vater gerichteten Brief. „Ich Unseliger, o du mein Vater (vor kurzem noch so liebevoll!), habe in Antwerpen am 21. September Deinen Brief erhalten, vielleicht den letzten; mit tiefstem Seelenschmerz, das weiß Gott, der Herzenskündiger. — In welchem Ton ich nun zu schreiben habe, ist mir wohl bewußt, doch ganz dunkel ist mir, bei welchem der zahlreichen von Dir erwähnten Dinge ich anfangen soll, und an wen ich den Brief richten, adressieren und schicken soll. — So groß ist mein Seelenschmerz, so groß die Verwirrung meiner Studien, daß ich gar nicht weiß, was tun, was anfangen, wohin mich retten. Ich weiß, vor wem ich fliehen muß, nicht aber, wem ich folgen soll. An wen denn soll ich jetzt und künftig schreiben? wohin gehen? wen um Hilfe bitten? auf wessen Rat mich stützen? wessen Anblicks

mich erfreuen? Des Vaters? Nein! Wessen denn? Ich weiß es nicht. Denn weh, beraubt bin ich der inniggeliebten Eltern, verlassen haben mich Ungehorsamen die leiblichen Brüder und Schwestern, alle meine Verwandten sind von mir gewichen; die Freunde aus guten Tagen haben den nun ins tiefste Elend Gestürzten verleugnet. Meine Feinde haben mir den Namen eines unverbesserlichen Lumpen (acolastus) angehängt. Beraubt bin ich Elender aller Güter, ja selbst des guten Namens, des höchsten Gutes in diesem Leben: Meine Übeltaten sind in Aller Munde; galt ich früher für rechtschaffen, so heiße ich jetzt ein nichtswürdiger Schuft (nequam). War ich in Ehren aus der teuren Heimat ausgezogen, begleitet vom liebsten Vater, der, froher Hoffnung voll (ja, elend von mir getäuschter Hoffnung voll!), mich selber nach Frankreich geleitete, um Kenntnisse und Lebensart zu gewinnen (ach, jetzt erst merke ich, wie gut er es meinte!), so muß ich nun vielleicht in tiefster Schande in die Heimat zurückkehren, wenn mich nicht vorher das Geschick ereilt. — Und nun bin ich in andere Lande gegangen, ein Unbekannter, Ansteter, irrend wie ein hirtenloses, verirrtes Schaf. Zerstört ist der sichere Port, wo ich bisher Zuflucht fand, gesperrt sein Zugang. O weh mir ganz Elendem, der ich einen so milden Vater, den ich mißbrauchte, nun verliere. — So leb denn wohl, lieber Vater. Leb wohl jetzt, liebste Mutter. Lebt wohl, Ihr, liebe Kinder der Frau, die einst meine Mutter war, Ihr mir immer so teuren, herzlich mir zugeneigten! Es lebe wohl die ganze Frobenische und Episcopische Verwandtschaft. Ja sie alle, die meinen Namen kannten (es ist der Name des Mannes, der mein Vater war!), sie mögen leben und zu Nestors Jahren kommen. Ich aber in der Bitternis meines Exils habe keine Lust mehr zum Leben und wenn der bleiche Tod vor der Zeit mir nahen sollte, was tuts? — Was ich weiter schreiben soll, weiß ich nicht, ganz verstört bin ich ans Schreiben gegangen. Ich weiß wohl, an wen ich schreibe, aber wer meinen Brief entsiegeln und lesen wird, das entzieht sich

meinem Blick. Ich zweifle daran, daß der Vater ihn öffnen und lesen wird, nachdem ich aus seiner Gunst verbannt bin und nicht mehr zu den geliebten Söhnen zähle. Oder vielleicht wird er ihn ja lesen, nicht aber, was das Wichtigste wäre, ihn nochmals lesen und beantworten. — Was soll ich denn tun in meinem Kummer? Soll ich den Ergrimmtten noch mehr belästigen mit nutzlosem, possenhaftem Geschwätz (und was Anderes wären solche aussichtslosen Bitten)? Soll ich von neuem um die Gunst flehen, die ich schon so oft verscherzte? Den Zornentflammtten durch unanständiges Anhalten und unberechtigtes Fordern zu noch mehr Schärfe und Heftigkeit reizen? Das hieße Öl ins Feuer gießen! Nein, beim Jupiter, dazu habe ich die Kühnheit nicht . . . oder doch fast nicht! Nur zögernd und tastenden Schrittes werde ichs versuchen, vielleicht finden doch meine Bitten Raum. — So bitte ich denn inbrünstig den allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden und alles dessen, was darinnen ist, ihn der nicht Anfang und nicht Ende hat, er wolle geben, daß das, was ich mit diesem Briefe erzwicke, in glückliche Erfüllung geht. Er wolle dem Leser Verzeihung und Vergessen meiner Vergehen ins Herz geben. Gott geb's! — So halte ich Dir denn, liebster Vater, inständig und ohn Unterlaß an, Du wollest erlauben, daß ich meine Bitten an Dich richte. Daß Du, liebster Erzeuger, alle meine Vergehen verzeihest und mir erlassest und meine Verfehlungen aus Deinem Vaterherzen tilgest, darum bitte ich Dich unter Tränen. Laß Dich rühren durch Deinen Namen, den ich trage. Erbarme Dich des einst geliebten und jetzt, so rasch, verschmähten und verworfenen Sohnes, der elend und traurig in der Verbannung lebt. Weinend flehe ich Deine Vatergüte um Versöhnung an, mit schamerglühten, tränennassen Wangen rufe ich nach Deiner Hilfe, Deinem Beistand; ich fasse Dich an Deiner Menschlichkeit, Barmherzigkeit und Güte. Ich bitte meine Vergehen ab. Nimm mich als Schützling an und sei mir ein treuer Sachwalter.“ [„Nimm den Verwaisten auf in

Dein Haus“ . . . so wollte er fortfahren, strich das aber wieder. So fällt man nicht mit der Tür ins Haus.] „Sei Du mein Vormund. Und Deinen gegen mich erregten, erzürnten, ergrimmtten, entflammten, erglühten und feuer-speienden Sinn, den lege von Dir, tu ihn ab, wenn Du es irgend über Dich gewinnst, liebster Vater, und ziehe an Deinen mildgütigen, getreuen, großherzigen, von Liebe brennenden Vatersinn von vormals. Ach, gütiger und milder Vater, schone meine Jugend. O mein barmherziger Vater, vergiß meine Missetaten. Ich bitte Dich, öffne Dein Ohr meinen Bitten, gieb endlich der Gnade Raum. Gewähre, Du Vater der Liebe, Dein Almosen mir nunmehr Verwaistem. Ich habe gefehlt. Ich bekenne, Vergehen sind von mir begangen worden. — Wenn man gefehlt hat, ist Bekennen das beste Heilmittel, sagt Cicero. Aber ach, ich fürchte, mir werde mein Bekennen vielmehr zum Heilmittel. Denn es kann zur Waffe wider mich werden: Seht den ausgeschämten Frechling, der seine Fehler vor allen ausbreitet und sie nicht einmal für sich behalten kann! Und doch habe ich aus heftigem Drange des Gewissens jetzt das getan, was nach meinem geringen Urtheil gewiß als Zeichen eines tüchtigen und festen Sinnes gilt. — Möge mir nun Ort und Gelegenheit gegeben werden, Dich zu grüßen, mit Dir zu reden oder, was die Götter verhüten wollen, Dir Lebewohl zu sagen. Möge mir die Möglichkeit und Erlaubnis gegeben werden, heimzukehren, die Mutter, der ich einst so teuer war, und die herzlichgeliebten Brüder und Schwestern zu sehen und zu grüßen. Mögen sich mir aufthun die Tore der herrlichen, teuren Heimat und der Zugang zum Vaterhause, der Eintritt in den Kreis meines edlen Geschlechtes, zu Ahnen und Lebenden! Vater, rufe wieder zu Dir Deinen — nicht Sohn — Deinen geringsten Knecht! — Mehr kann ich vor lauter Tränen wahrhaftig nicht schreiben. Denn kein Tag ist ohne Kummer, jeder bringt neuen. Verzeih mir, ich verspreche Dir“ [„auf mein Ehrenwort“ hat er wieder gestrichen] „ein anderes Leben zu beginnen, und habe es schon,

spät genug, begonnen. . . . Mehr zu schreiben verbietet mir der Raum.“

Also gänzlich geknickt. Er scheint ja kräftig mit seinem Vater zusammengestoßen zu sein, und hat jedenfalls von daher jenen Heidenrespekt vor ihm behalten, vermöge dessen er sich später in geschäftlichen Briefen an hochmögende Dritte immer als gehorsamen Ausführer väterlicher Befehle gibt und seinen letzten uns erhaltenen Brief, gerichtet an einen ihm und wohl auch dem Vater persönlich Unbekannten, mit den Worten schließt: „Einen Gruß auch von meinem Vater, dem ich immerwährende Ehrfurcht schulde.“ — Um welcherlei Streiche es sich handelt, ist nicht herauszubringen. Die Sache scheint ja aber einiges Aufsehen erregt zu haben. Vermutlich hat die Reinschrift des Briefes mehr enthalten, wenigstens notiert sich Nicolaus am Schluß des Konzepts, er sollte noch über seine Reise berichten. Unmittelbar vor dem Bußbrief enthält das Heft, als letzten Eintrag aus Paris, in festlichem Rot ein paar verwischte, kaum zu entziffernde Worte. Sie lauten vermutlich: „Adieu Schweizer! O du herrliches Volk der Pariser!“ Nach allem, was wir über Jacques Dupuys wissen, dürfte dieser der Zwischenträger zwischen Paris und Basel gewesen sein, besonders falls es sich um leichtsinnige Ausgaben gehandelt haben sollte. Oder ist Nicolaus in Paris über seine Basler Mentalität gestolpert? Seine Abreise erfolgte kurz nach dem 7. September: Nun hatten gerade Ende August die Universitätsbehörden einschreiten müssen, weil Professoren mit ihren Schülern Landpartien unternahmen, die die öffentliche Ordnung arg störten⁴¹. Man hatte Waffen mitgehabt und Fahnen — und Trommeln! In den Collèges wurden eingehende Erhebungen angestellt. Ihnen gegenüber verzichtete man schließlich „für diesmal“ auf strengere Ahndung, aber mit fehlbaren Martinets ist man vielleicht minder schonend verfahren. Es braucht ja auch nicht immer das Alphorn zu sein. „Die Trommel hat mir solches angetan: die flag ich an!“ Doch das sind Vermutungen.

Hingegen ist zu notieren, daß mit Nicolaus sich wieder der jugendliche Stiefonkel Herwagen in Löwen befindet und nota bene von seinem Vater ebenfalls einen Brief erhält, den ihm ein Kölner, Heinrich Fürstenberger, überbringt. Wir haben dieser alten Geschichte die alte Wahrheit zu entnehmen, daß die erhabenen Grundsätze nicht immer ganz so heiß gegessen werden, wie sie ihr Inhaber zunächst aufischt — — und können uns im übrigen fragen, ob nicht Nicolaus auch hier, aus einer gewissen Taktik mehr als aus völliger Zerknirschung, die Unterwürfigkeit übertreibt.

Vermutlich rechnete er, der Herr Vater werde sich's zweimal überlegen, bevor er sich durch endgültige Verstößung auf weitere zehn Jahre der Möglichkeit beraube, einen eigenen Sohn ins Geschäft zu nehmen. Denn zwischen dem Ältesten und dem kleinen Eusebius waren lauter Töchter. Zudem mußte ja die Epistel dem Vater recht vor Augen führen, daß sein Sohn in Paris immerhin gut Lateinschreiben gelernt hatte. Daß sich der Sünder mit seiner Antwort volle drei Wochen, vom 21. September bis 12. Oktober, Zeit läßt, ist ebenso verwunderlich wie die ziemlich vergnügten Worte, die er, nicht zu Händen des Vaters, unter den Entwurf des wohlgelungenen Jammerbriefes setzt: „So, nun lebt recht wohl und findet meinen Brief recht schön!“

Wenn ihm wirklich in Paris der Boden zu heiß geworden ist, so ist er doch auf keinen Fall Hals über Kopf ins Blaue gereift. Vorher hat er noch die längst vergeblich gesuchte Gelegenheit gefunden, um Effekten, die seinem nach Montpellier verzogenen Pensionskameraden, Magister Joh. Heiner Ryhiner, gehörten, diesem durch ebendorthin reisende deutsche Studenten überbringen zu lassen. Ein Brief aus Löwen, in dem er es dessen ungeduldig gewordenem Vater, dem bekannten Stadtschreiber Heinrich Ryhiner mitteilt, ist übrigens in völlig unbefangenen, freundschaftlich-höflichem Tone gehalten und zeigt, daß es Nicolaus nicht im Traume einfällt, seine angenehmen Basler Beziehungen aufzugeben. Auch

wußte er bei der Abreise, wohin er wollte, und ließ es den Vater wissen, sodaß dieser seinen strengen Brief nach Antwerpen adressieren konnte.

Nach dieser Stadt war Nicolaus, zusammen mit Onkel Herwagen, zunächst gekommen und hat sich hier ein wenig bei einem Berufsgenossen, Joh. Dickmann, aufgehalten und sich mit ihm befreundet. Der übernimmt denn auch die Vermittlung etwaigen Briefwechsels zwischen Vater und Sohn, und Nicolaus schickt seine Löwener Trauerepistel über Antwerpen. In dem an Dickmann gerichteten Begleitschreiben interessiert folgende Stelle, und zwar nicht nur, weil sie zeigt, daß sich der Jüngling auch jetzt ganz unbesorgt Anschaffungen leistet, sondern hauptsächlich als Beweis seines schon erwähnten starken Interesses für Ramus. „Schicke mir doch, bitte, wenn vorrätig, möglichst rasch die Rhetorik des Omer Talon (d. h. des Intimus und Kampfgenossen des Ramus), Paris 1548 bei Mathieu David, ferner die Dialektik des Herrn Peter Ramus, ebenda 1549 (gemeint ist das erste Werk des Ramus, ‚Dialecticae institutiones‘, das zusammen mit den gleichzeitig erschienenen ‚Animadversiones Aristotelicae‘ seinerzeit so großes Aufsehen erregt hatte). Und zwar hätte ich die Bücher gern gebunden, gleichgültig ob separat oder zusammen und ob in französischem oder deutschem Einband. Haben die beiden Autoren seither noch Weiteres veröffentlicht, so leg es bitte bei. Die ‚Animadversiones Aristotelicae‘ besitze ich schon.“

Von Antwerpen waren Nefte und Onkel nach Löwen verreist, von Dickmann mit einem erfreulich wirksamen Empfehlungsschreiben an den dortigen Buchhändler und Verleger Servatius Sassenus versehen. Freundlich aufgenommen, erwarteten sie bei diesem die Durchreise des Buchhändlers Arnold Byrckmann, eines Herrn, den wir später in dem schon erwähnten Frobenisch-Episcopischen Geschäftsbuch als einen Hauptabnehmer der Firma wieder antreffen und der große Geschäfte bis nach England und Portugal machte.

Nicolaus hat sich sichtlich gut mit ihm verstanden. Was Wackernagel in der Basler Geschichte vom Vater schreibt, „überall scheint er die Menschen gewonnen zu haben“, paßt auch auf den Sohn. Unser Heft enthält einen recht herzlichen Freundschaftsbrief an Byrckmann vom Herbst 1553, wo ihm Nicolaus von seiner jungen Ehe und seiner kürzlich begonnenen Verlegertätigkeit erzählt. Weitere Gastfreundschaft fand dieser in dem Hause des jülich-cleveschen Rates Dr. Carl Harst, eines guten Bekannten seiner Eltern noch von des Erasmus Zeiten her. Er hat ihm später durch die Dedikation der schönen Polizianausgabe, mit der er den eigenen Verlag eröffnete, dafür gedankt.

Und endlich hat sich Nicolaus auch den Vater völlig wiedergewonnen. Er hat zunächst im Geschäft mitgeholfen und durfte daneben seit Ende 1552 das Handwerkszeug der Firma auch zu eigenen Drucken gebrauchen, die mit dem nächsten Jahr einsetzen. Für die musterhaft nette Art, wie die ältere Generation dem Jüngern zu einer selbständigen Tätigkeit verhilft und ihn dabei fürs erste wirtschaftlich sicherstellt, während die Interessen der Firma durchaus gewahrt bleiben, bietet die erhalten gebliebene Eheabrede des Niklaus die deutlichsten Belege. In Briefen an Glarean und besonders an Harst betont er, daß er alles dem Entgegenkommen und der Aufmunterung von Vater und Onkel verdanke, und wie sehr ihm nun daran gelegen sei, deren Erwartungen zu genügen. Er ist es endlich, von dessen Hand das Frobenisch-Episcopische Rechnungsbuch der Jahre 1557 bis 1564 geschrieben ist, das Rudolf Wackernagel als wichtige Urkunde des Buchgewerbes prächtig ediert hat. Man hatte ihm also die Buchführung und wohl auch die Kasse anvertraut, das zeigt am deutlichsten, daß alles wieder gut geworden ist. Und auch vor Paris ist dem Vater kein bleibender Schreck in die Knochen gefahren: zu Anfang 1557 kommt Felix Platter auf seiner Heimreise über Paris; da sieht er just ein Grüppchen von jungen Baslern eintreffen, und dabei

ist nebst einem Vetter Froben und einem neuen Stiefonkel Herwagen der nunmehr sechzehnjährige Eusebius Bischoff, wandelnd also auf den Bildungspfad seines ältern Bruders.

Über die paar späteren Briefe der Jahre 1553—1554, die in unserm Heft noch folgen, nur einiges Wenige. Sie fallen in den Anfang von Bischoffs Ehestand und zugleich seiner eigenen Verlegerstätigkeit. — Verheiratet hat sich Nicolaus mit Elsbeth Peyer, einer Tochter des Heinrich Peyer-Rueger von Schaffhausen; die Eheabrede ist datiert vom 27. November 1551^{41a}. Mit einem Vetter Elsbeths, Alexander Peyer, Sohn des gleichnamigen Schaffhauser Bürgermeisters, war Nicolaus schon in seiner letzten kritischen Pariser Zeit bekannt gewesen. An der Ausstellung der Werke Tobias Stimmers, die diesen Sommer in Schaffhausen stattfand, waren von der Hand dieses Peyerischen Hofmalers zwei Porträts von Nicolausens Frau zu sehen, freilich aus späterer Zeit, wo Nicolaus schon tot war und sie Frau Professor Grynaeus hieß. Das eine Exemplar, wo sie ihr gewöhnliches Haushaltungsgesicht macht, ist im Bachofenhaus, das andere, mehr mit dem Gesellschaftsgesicht, befindet sich in Basler Privatbesitz und ist in den Pages d'Art (Mai 1926) abgebildet. — Gleich am Anfang seiner Ehe muß Nicolaus seiner Schwiegermutter beim Tode ihres Mannes einen Trostbrief schreiben; es ist der einzige deutsche Brief der Sammlung; aufrichtige Freundschaft und fromme Gefäßtheit spricht aus ihm. — Das erstgeborene Töchterchen stirbt, wie er Freund Byrcmann schreibt, bald nach der Geburt; besonders auch sein Vater habe den Tod dieses Großkinds aufs tiefste empfunden.

In seinem Beruf sieht man ihn eifrig arbeiten und aus-
gefahrenere Geleise meiden. Bewußt und programmatisch hat er seinen Verlag eröffnet mit einer schönen Folioausgabe des großen italienischen Humanisten Angelo Poliziano⁴². Durch reichliche Beigabe von Registern, die das Werk unter den verschiedensten Gesichtspunkten erschließen, und auch durch sorg-

same Übertragung der vorkommenden griechischen Stellen betätigt er sogleich die Berufsauffassung, die sein frühestes Pariser Brief postuliert hatte. — Dann folgen als kleine Zwischenleistung die schon längere Zeit eines Herausgebers harrenden Medizinischen Briefe des Bologneser Professors J. B. Theodosius⁴³. Daß auch dieses Buch kein Ladenhüter wurde, schließt man daraus, daß bald darauf ein Lyoner Verlag Arbeiten desselben Autors mit solchen anderer Ärzte zusammen auf den Markt bringt. — Wieder ein Hauptwerk ist eine lateinische Übersetzung der griechischen Schriften des Juden Philo⁴⁴, in knappen Mußestunden gearbeitet von Gelenius, dem alten, schon von Erasmus hochgepriesenen Korrektor des Frobenischen Verlags. Das schöne Vorwort dieses Gelehrten, in welchem sich ganz ausgezeichnete Erkenntnisse finden über den beschränkten Wert alles Übersetzens und über die unersehbare Ausdruckskraft aller originalen Form, mag sie noch so barbarisch sein, und daneben wieder Ansätze zu einer der Zeit weit vorausseilenden entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung der Religion, zeigt recht deutlich, welche glückliche Hand Bischoff mit der Gewinnung dieses Autors gehabt hat. Die Übersetzung hat denn auch in der Philoliteratur lange weitergewirkt. — Während unsere Bibliothek von fast allen in den Briefen genannten Verlagswerken Bischoffs Exemplare besitzt, gilt dieses nicht für eine Liviusausgabe⁴⁵, zu der ihm der berühmte Glarean eine Überarbeitung seiner, wie Bischoff sagt, von der Gelehrtenwelt dringend begehrten Annotationen liefert. Nicolaus hat mit sichtlichem Hochgefühl zwei verbindliche Briefe in sein Heft kopiert, die er von dem berühmten Manne in dieser Sache erhalten hat. In dem einen treibt der alte Herr die Ergebenheit für Vater Bischoff so weit, daß er versichert, er würde, wenn der es haben wollte, sogar im Adamskostüm einen Tanz aufführen. Man hat ihn kaum beim Worte genommen. — Das letzte brieflich erwähnte Verlagswerk sind Scholien zu den Institutionen des Jus civile, seinerzeit als Kolleg verfaßt von dem damaligen Frei-

burger Professor und nunmehrigen Mitglied des Reichskammergerichts Mynsinger von Grundeck⁴⁶. Zweck des Buches ist, wie Mynsingers Widmungsepistel an Ferdinand I. sagt, dem Studenten in einer das Wesentliche hervorhebenden Form eine Einführung zu bieten, wie sie die gegenwärtige Rechtsliteratur in ihrem fruchtlosen Breitschlagen von Nebendingen sehr vermissen lasse. Auch dieser Griff spricht für Bischoffs Verlegereigenschaften. Mynsinger ist zu einer lange sich bewährenden Spezialität seines Verlages geworden.

Hauptsächlich aber gehört in den Zusammenhang unserer Betrachtung eine Publikation, die ganz direkt das Fruchtbarmwerden wichtiger Pariser Anregungen zeigt: In dem Brief an Byrckmann vom 13. November 1553 sagt Bischoff mit voller Bestimmtheit, unmittelbar nach dem Philo werde er die „Dialectica“ des Ramus drucken, jene *Dialecticae institutiones* also, um die er von Löwen aus geschrieben hatte. Nun nennt ein von des alten Herwagen Hand im August 1554 beendeter Frobenischer Lagerkatalog als Nr. 177: *Dialectica Rami*⁴⁷. Das berechtigt, auch wenn die sorgfältige, aber gerade in bezug auf Basler Drucke notorisch unvollständige Ramusbibliographie Waddingtons⁴⁸ hier schweigt, zu der Annahme, daß Bischoff unter seine ersten Publikationen die programmatischste Schrift des in Frankreich schon berühmten Gelehrten, der zu europäischer Wirkung zu gelangen bestimmt war, tatsächlich aufgenommen hat. (Bischoff hat übrigens in den nächsten Jahren auch vier Werke von G. Budé gedruckt.) Damit wäre er beinahe der erste, der außerhalb Frankreichs überhaupt etwas von Ramus verlegt hat. Gleich rasch bei der Hand war einzig der vigilante Dporin, der im gleichen Jahre in eine Kommentarsammlung der Ciceroreden auch Kommentare des Ramus aufnahm. — Es lohnt sich, auf die hiemit eingeleitete Tätigkeit des Verlags für Ramus noch einen raschen Blick zu werfen, wenn uns dies auch über die Lebenszeit des Nicolaus hinausführt. Es zeigt sich, daß der Bischoffsche im wesentlichen überhaupt der einzige außer-

französische Verlag gewesen ist, der schon zu des Verfassers Lebzeiten Werke desselben herausgegeben hat, und zwar in reicher Fülle, teilweise in Erstausgaben^{48a}; anderwärts tauchen erst später, dann freilich massenhaft, Ramusdrucke auf. Freilich wirkte als Anlaß die persönliche Anwesenheit des Autors in Basel 1568—1569, zu einer Zeit also, wo Nicolaus und der Ramus Schüler Joh. Herwagen d. J. schon tot waren und Beider Verlegertätigkeit von Eusebius Bischoff, auch im Namen von seines Bruders Erben, weitergeführt wurde. Aber daß sich Ramus gerade und ausschließlich diesem Verlag anvertraute, darin wird doch das Wiederaufleben einer alten Beziehung liegen. Ein Werk, das Ramus nach den von ihm mühsam gesammelten Handschriften durch seinen Schüler Reizner besorgen ließ, und das ihn wegen der Weinseligkeit und Bummeligkeit dieses letztern manchen Seufzer gekostet hat, nämlich die Ausgabe der optischen Schriften von Alhazen und Vitello⁴⁹, ist endlich im Bischoffschen Verlag August 1572 erschienen, im Monat also der Bartholomäusnacht, die auch Ramus wegraffte. Gewidmet hat es Reizner, im Sinne seines Lehrers, der Beschützerin der Wissenschaften, Catherine de Médicis. Man wüßte gern, ob sie dann auch ein Widmungsexemplar bekommen hat.

Doch um auf unsere Briefe zurückzukommen, bleibt als Letztes zu erwähnen, daß die Beschaffung eines kaiserlichen Druckprivilegs dem jungen Verleger ziemlich viel zu schreiben gibt. Die Urkunde, im Original noch vorhanden, wurde dann im Philobuch abgedruckt, ebenso ein französisches Privileg in dem Werke Wynsingers. In demjenigen Brief vom März 1553, in welchem Nicolaus den Dr. Harst um seine Fürsprache angeht, schreibt er, er würde auch noch den kaiserlichen Leibmedicus Andreas Besal darum gebeten haben, wenn nicht verlautete, dieser sei gestorben. „Gott gebe uns Allen nach diesem elenden, dem Tode verfallenen Leben seine ewigen Freuden.“ Die Totmeldung war falsch, aber solche Gerüchte sind ganz typisch für die Zeit, und sie sind wohl begreiflich.

Vom späteren Schaffen des Nicolaus Bischoff soll hier nicht mehr die Rede sein. Er hat übrigens wohl daran getan, seine jungen Tage zu nutzen. Es kam im Winter 1563 rheinwärts gezogen diejenige unter den sieben vom Stadtarzt Felix Platter in Basel miterlebten Pestplagen, die man den „Großen Sterbendt“ nannte, und der nach Platters vorsichtiger Schätzung bis Ende 1564 etwa viertausend Stadtbewohner erlegen sind. Gegen die Verheerungen, die diese Seuche unter der Bevölkerung anrichtete, verschwindet alles, was wir etwa an ähnlichem erlebt haben. Zunächst starben daran, Herbst 1564, des Niklaus Mutter und seine vier jüngsten Geschwister; der Vater war schon im Frühjahr einer anderen Krankheit erlegen, Hieronymus Froben im Vorjahr. Nicolaus konnte noch eben mit den paar Überlebenden seinen Eltern und Geschwistern den Grabstein⁵⁰ setzen, der heute, ein schönes Denkmal noblen Renaissancestils, beim hinteren Eingang der Peterskirche steht, neben dem Stein des großen Johannes Froben. Dann wurde er selber eines der letzten Opfer der Pest. Er starb am 29. Dezember 1565 und wurde zu St. Peter begraben⁵¹. — Auch der gleichnamige einzige Sohn des Nicolaus, der ebenfalls den väterlichen Beruf ergriffen hatte, ist während einer Pestzeit gestorben, erst siebenundzwanzigjährig. Da er einen zweijährigen Nicolaus hinterließ, ging das Geschlecht dennoch im Mannsstamm weiter. Von diesem Bublein stammen die heutigen Bischoff ab.

Anmerkungen.

¹ Quartformat, 56 Blätter, die Briefe beginnen mit Blatt 36.

² Sign. G² I 16 und 17.

³ Des. Erasmi Rot. Epistolarum opus ... Froben 1558, S. 938.

⁴ Das Verslein ist viel netter, wenn man darauf verzichtet, in dem „gallus“ auch noch einen Hinweis auf angebliche Herkunft Bischoffs aus Frankreich finden zu wollen. — Dies wurde wiederholt versucht, so besonders von R. Wadernagel, Rechnungsbuch der Froben und

Episcopius 1557—1564, S. 82 ff., um die allem sonst Überlieferten widersprechende Behauptung Guichenons (Histoire de Bresse, Lyon 1650), Bischoff stamme aus Montdidier en Bresse, irgendwie zu halten. — Es ist dem Verfasser nicht gelungen, die von Wadernagel abgedruckte Stelle Guichenons in dessen Werk ausfindig zu machen, doch vermutet er, daß dieser Gallus de Bresse überhaupt eine Ente sei: G. hat Bischoffs Grabschrift mit der Bezeichnung „Sebastianus“ gekannt, und nun war für ihn ein Sebastianus eben nicht ein Bewohner von Weißenburg, wie es die Grabschrift meint, sondern einer der Landschaft Bresse. Er nennt sich selber auch so. Es ist der Name, der in den heutigen Cäsarausgaben Segustianus lautet. Ob G. dann wegen sonstigen Vorkommens des Namens Evêque speziell auf Montdidier verfallen ist, vermögen wir nicht zu sagen.

⁵ Th. Burdhardt-Wiedermann, Geschichte des Gymnasiums zu Basel.

⁶ Heiß und Bernoulli, Basler Büchermarken S. XXX.

⁷ Abel Lefranc, Histoire du Collège de France.

⁸ Erasmus a. a. O. S. 791, Brief vom 16. Mai 1526.

⁹ Abgedruckt Lefranc S. 215.

¹⁰ Lefranc, S. 411.

¹¹ Tommaseo, Relations des ambassadeurs vénitiens S. 262 (Relazione di Francia del clariss. M. Marino de' Cavalli, del 1546).

¹² J. Quicherat, Histoire de Sainte-Barbe I 184 (Messung des Mathematikers Fernel). — Das Werk Quicherats sei hier hervorgehoben als lehrreiche Geschichte eines solchen Pariser Collège.

¹³ Bulletin de la Montagne Ste-Geneviève I (1895/96) 161 f. — Im nämlichen Band Reproduktionen der auf das Quartier latin bezüglichen Teile des sog. Turgotschen Stadtplans.

¹⁴ L. Maffebieau, Schola Aquitanica, Paris, Delagrave, 1886.

^{14a} Es fällt angenehm auf, daß in diesen Arbeiten das konfessionelle Gebiet konsequent aus dem Spiele bleiben darf. Dabei war der Schulleiter Galland überzeugter Katholik.

¹⁵ Rechnungsbuch der Froben und Episcopius . . . 1557—64, herausgegeben durch Rud. Wadernagel, Basel 1881, S. 94 Anm.

¹⁶ Bulaeus, Historia univ. Paris. VI 418.

¹⁷ Ebenda S. 503.

¹⁸ Eine ausführliche Schilderung der ganzen Feierlichkeit durch Pierre Duchâtel ist nebst dessen zwei Leichenreden auf Franz I. abgedruckt in: Petri Castellani . . . vita, auctore Petro Gallandio; ed. Steph. Baluzius, Paris 1674 (Sign. der Zürcher Zentralbibliothek: L 279).

¹⁹ Charles Waddington, Ramus, Paris 1855, S. 92.

- ²⁰ Archives de l'univ. de Paris, reg. 16, fol. 520 verso.
- ²¹ Ch. Jourdain: Index chronol. chartarum pertinentium ad hist. univ. Par. No. 1759.
- ²² Waddington S. 410.
- ²³ Lefranc S. 214 f.
- ²⁴ Vgl. Claudii Roilleti . . . de obitu Petri Gallandii . . . elegia, Paris 1559 (Sign. der Bibl. Nationale: Yc 4,052).
- ²⁵ Vgl. Ann. 18.
- ²⁶ Bulaeus VI 382. — Neben Waddingtons Darstellung vgl. J. Quicherat, Histoire de Ste-Barbe I 268 ff.
- ²⁷ Waddington S. 41.
- ²⁸ Mitteilung an Ramus: Waddington S. 298; an Galland: Vita P. Castellani S. 139.
- ²⁹ Brief von VII. Kal. Jan. 1551, Kopie im Besitz der Universitätsbibliothek (G² I 16), abgedruckt Waddington S. 423.
- ³⁰ G. Tanners Briefe . . . ed. Stinzing S. 38 (Brief von 1556).
- ³¹ Archives de l'univ. de Paris, reg. 86, fol. 5 verso.
- ³² Vgl. Universitätsbibliothek: Bot. 3252 (Druck von 1570).
- ³³ Chapotin, Le collège Dormans-Beauvais, Paris 1870.
- ³⁴ Chronogramme z. B. auch bei Tonjola, Basilea sepulta, Appendix S. 67 und 70.
- ³⁵ C. E. Foerstemann, Album academiae Viteberg. S. 192a. — J. Rößlin, Dekanatsbücher der philof. Fak. Witt., Osterprogramm Halle 1890, S. 17. — Marstallers Buch: Artis divinatricis . . . encomia et patrocina, Paris, Wechel 1549 (Sign. der Bibl. Nationale: Inventaire V 8, 788).
- ³⁶ Vgl. Biographie universelle.
- ³⁷ De officii III 2, 6.
- ³⁸ Lefranc S. 137.
- ³⁹ N. Wackernagel, Rechnungsbuch S. 96.
- ⁴⁰ Ep. ad fam. II 7.
- ⁴¹ Bulaeus VI 433.
- ^{41a} Das Datum ist sicher so zu lesen, aber vielleicht Schreibfehler statt 1552: Die Eheabrede ist dasjenige Dokument, durch das Nicolaus die Möglichkeit zu eigener Verlegerstätigkeit erhält. Diese hat er aber laut Brief an Clarean vom 9. Juni 1554 und laut den Daten seiner ersten Drucke frühestens Ende 1552 begonnen.
- ⁴² Sign. der Universitätsbibliothek: DJ II 2 fol.
- ⁴³ Sign. der Universitätsbibliothek: Bot. 2455, Nr. 3 — Der Lyoner Druck: Bot. 3988 fol.
- ⁴⁴ Sign. der Universitätsbibliothek: FJ IV 11.

⁴⁵ Die Ausgabe erschien 1554 in vier Bänden, vgl. den Schenkungskatalog der Universitätsbibliothek (AR I 18, fol. 38).

⁴⁶ Sign. der Universitätsbibliothek: Mi I 6 fol.

⁴⁷ Der Lageratolog, der auch noch andere Drude des Nic. Bischoff jun. enthält, ist abgedruckt: Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft 46. Jahrg., 1885, S. 65 ff.

⁴⁸ Im Anhang der Biographie. Die Universitätsbibliothek besitzt eine ganze Anzahl nicht verzeichneter Drude.

^{48a} Waddington nennt unter dem zu Ramus' Lebzeiten Gedruckten nur drei Werklein, Nr. 50—52 seiner Bibliographie, die außerhalb Frankreichs nicht in Basel gedruckt wurden. — Das erste, P. Rami et Jac. Schecii Epistolae 1569, bei dem übrigens W. selber Basel als Druckort vermutet, entstammt sicher der Episcopischen Offizin, wie die Initiale der Epistel vom 15. Oktober 1569 beweist. — Die zwei andern sind, ohne Wissen des Autors, wohl beide in Lausanne gedruckt worden. Das eine davon, Basilea betitelt, das für einen Basler noch heute eine vergnügliche Lektüre ist, konnte auch dezenterweise nicht wohl in Basel erscheinen: Es ist ein enthusiastischer Lobpreis unserer Stadt, an der dem Autor sozusagen Alles wunderbar und herrlich vorkommt; selbst die Dolan sind der römischen Cloaca maxima würdig — und erst die Menschen!

⁴⁹ Sign. der Universitätsbibliothek J u I 1. Vgl. die aus der Huberschen Sammlung in Waddingtons Anhang aufgenommenen Briefe, in denen Ramus oft auf dieses Buch zu reden kommt.

⁵⁰ Reproduktion bei E. U. Stückelberg, Denkm. zur Basler Geschichte II, Tafel 65.

⁵¹ Seine Grabchrift bei Tonjola S. 121: Nicolao Episcopio N. f., typographo Basil., uti nominis, ita et artis, industriae, fidei, erud. patern. haeredi, in medio aet. cursu magno cum reipub. liter. incomm., bonorum omnium cum luctu humanis exempto.